

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jeversches Wochenblatt 1929

91 (19.4.1929)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-138429](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-138429)

Severisches Wochenblatt

Bezugspreis für den laufenden Monat durch die Post 2,25 M., ohne Postgebühren, durch die Austräger 2,25 M., frei Haus (einschl. 25 Bg. Trägerlohn). —
Erscheint täglich, außer Sonntags. Schluss
der Anzeigenannahme morgens 8 Uhr.
Die Halle von Betriebsstörungen durch Waldbrand, höhere Gewalt
sowie Ausbleiben des Papiers u. dgl. hat der Verleger keinerlei Anspruch
auf Befreiung und Nachlieferung, oder Milderung des Bezugspreises.

Severländische



Nachrichten

Anzeigenpreis: Die einseitige Millimeterzeile ober
deren Raum 10 Pfennig, auswärts 15 Pfennig,
im Textteil 40 Pfennig. Für die Aufnahme von
Anzeigen an bestimmten Tagen und Blättern, auch für
durch Fernsprecher aufgenommene und abgeteilte, sowie
unbedruckte Aufträge wird keine Gebühr übernommen.

Postfachkonto Hannover 12254. Fernr. Nr. 204 u. 506

Nummer 91

Sever i. D., Freitag, 19. April 1929

139. Jahrgang

Die Konferenz von den Alliierten abgebrochen

Kein Eingreifen der Amerikaner zu erwarten.

L.L. Paris, 19. April. Die Sachverständigenkonferenz ist aufgeflogen. Der Unterstaatssekretär Revelstoke, der am Donnerstagnachmittag erneut zusammentrat, hat eine Fortsetzung der Arbeiten für aussichtslos erachtet.

L.L. Paris, 19. April. Wie nicht anders zu erwarten war, hat bereits am Donnerstagabend die Propaganda der französischen Presse eingeleitet. Die französische Abordnung oder vielmehr auch die französische Regierung haben durch die ihnen zur Verfügung stehende Presse bekanntgegeben, daß die Schuld einzig und allein der deutschen Abordnung zuzurechnen sei, die die Verhandlungen abgebrochen habe. Die französischen Darstellungen, nach denen politische Gesichtspunkte von den deutschen Sachverständigen in die Aussprache getragen worden seien, ist durchaus falsch. Auf deutscher Seite ist vielmehr darauf hingewiesen worden, daß das deutsche Memorandum rein wirtschaftliche und finanzielle Gesichtspunkte geltend mache, jedoch hat die Gegenseite der deutschen Abordnung jede Gelegenheit abgelehnt, ihren Standpunkt in dieser Frage klarzulegen. Es ist ein durchsichtiger Vorwand, der nur verschleiern soll, daß die Gegenseite gebrochen hat. Es ist ebenso wenig richtig, daß der deutsche Vorschlag, wie dies die französische Presse behauptet, ultimativ gewesen ist.

Warum ist die Konferenz nun von den Alliierten abgebrochen worden? so wird man in dieser ersten Stunde sich fragen. Man wird die Antwort unsicher finden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Engländer von den Pariser Beratungen niemals sehr begeistert waren. Wenn England seine Schuld an Amerika gebüßt sah, hatte es kein weiteres Interesse an den Verhandlungen mehr. Frankreich aber umso mehr, da es neben der Wiederverpflichtung der Amerika zu zahlenden Schulden für den Wiederaufbau große Summen verlangte. Falls die Konferenz nicht diese Summen für den Wiederaufbau genehmigte, wäre automatisch die französische Anteil von 54 v. H. nach dem Dawesplan auf schätzungsweise 20 bis 25 v. H. herabgesetzt worden. Die Annahme, daß auf ein Eingreifen der Amerikaner in zwölf Stunden noch zu rechnen sei, ist völlig unangebracht. Von dieser Seite ist ein Vermittlungsvorschlag in diesem Augenblick nicht mehr zu erwarten. Wenn man über die Höhe des deutschen Angebotes in Deutschland auch recht verschiedener Auffassung sein konnte, so wird man doch nun, wo der Abbruch der Verhandlungen erfolgt ist, sich sagen müssen, daß durch diesen die deutsche Leistungsfähigkeit fast übersteigen den Voranschlag Deutschlands den Beweis erbracht hat, daß es zu allen nur denkbaren Opfern bereit ist. Zum Schluss noch ein Wort zur deutschen Kreditlage. Von Dr. Schacht ist den Sachverständigen gesagt worden, daß Deutschland private Verpflichtungen in Höhe von 1250 Millionen Mark an jährlichen Zinsen und Zahlungen zu leisten habe, was bei acht v. H. einer Gesamtsumme von 15 Milliarden entspricht. Wenn die deutschen Sachverständigen sich bereit erklärt haben, daneben noch 1650 Millionen Jahreszahlungen als juristische Verpflichtung zu übernehmen, so war die deutsche Wirtschaft in einem Maße überlastet, das schwerste Bedenken nachrufen mußte. Die deutschen Sachverständigen konnten in ihrem Angebot nicht höher gehen, wenn sie den deutschen Kredit aufrecht erhalten wollten. Sie haben dabei im Interesse der deutschen Kreditgeber gehandelt.

Die Berliner Blätter zum Scheitern der Sachverständigenkonferenz.

L.L. Berlin, 19. April. Ueber die ganzen Vorgänge, die zu dem Abbruch der Sitzung des Revelstoke-Ausschusses führten, wird in den Berliner Blättern ausführlich berichtet. Es wird besonders auf die Verdrehung der Tatsachen durch den halbamtlichen französischen Bericht hingewiesen, der fälschlich behauptet hatte, daß die deutschen Vertreter aufhören würden, an den Arbeiten der Konferenz teilzunehmen. Man sieht darin den typischen Abschluß des Fehlschlusses, mit dem die französische Regierung vom ersten Tage der Konferenz an die öffentliche Meinung zu beeinflussen versucht hat und nun die Schuld an dem Scheitern den Deutschen zuschieben will. Die „Germania“ schreibt, der Verlauf der Pariser Konferenz habe gezeigt, daß die Einstellung der öffentlichen Meinung in den Gläubigerländern noch nicht reif sei für eine rein sachliche, rein wirtschaftliche Behandlung des Reparationsproblems. Das Blatt ist der festen Überzeugung, daß die Zeit in der Reparationsfrage Deutschlands besser Bundesgenosse sein werde. Die „D. A. Z.“ stellt fest, daß die Alliierten die Konferenz in brüsker Weise abgebrochen haben, weil sie auf diese Verhandlungen mit den deutschen Wirtschaftlern

keinen Wert mehr legten, in denen sie nicht 100 vom 100 ihrer Forderungen durchsetzen zu können Aussicht hatten. Sie würden versuchen, auf einer politischen Konferenz die Endlösung der Reparationsfrage zur Sprache zu bringen, auf der sie für sich einen vollen Erfolg erwarteten. Der „Lokalanzeiger“ sagt, die Sachverständigen unserer Gläubiger seien nicht unabhängige wirtschaftliche Sachverständige, sondern Beauftragte der Regierungen, die nur daran dächten, das letzte Geldstück aus Deutschland herauszupressen. Etwas mehr Verständnis für Deutschlands Lage hätte man wirklich von diesen Kaufleuten und Bankiers erwarten können. Die „Börsezeitung“ ist überzeugt, daß eine Wiederaufholung der Reparationsfrage in kurzer Zeit werde erfolgen müssen und daß dann den Verhandlungen ein größerer Erfolg beschieden sein werde, weil inzwischen die Entwicklung dafür Zeugnis ablegen werde, daß die heute in Paris „mit Entrüstung“ abgelehnten deutschen Forderungen sicherlich noch über das hinausgegangen seien, was für Deutschland als Tributleistung erträglich sei. Der „Börsenkurier“ bespricht eingehend die Folgen des Scheiterns und weist darauf hin, daß nun der Dawesplan in Geltung bleibe. Es bleibe alles, wie es bisher gewesen sei bis auf die Ueberschreitungen des Dawesplanes, die wir uns zugunsten der Gläubiger hätten zuschreiben kommen lassen, aber künftighin nicht mehr auf uns nehmen könnten. Wenn jetzt Deutschland alle ihm aus dem Dawesplan zustehenden Rechte endlich wahrnehmen werde, so könne das nur zur Verkleinerung der nächsten Reparationskonferenz beitragen, die hoffentlich das jetzt abgebrochene Werk vollenden werde. Der „Berliner Tageblatt“ sagt, man könne sich des Eindruckes nicht erwehren, daß der überraschend schnelle Abbruch auf das Vordringen verschiedener Gläubigerbelegierten absichtlich herbeigeführt worden sei.

Wie es zum Abbruch kam.

L.L. Paris, 19. April. Die Pariser Sachverständigenberatungen sind praktisch beendet. Am Freitag findet eine Schlussitzung statt, in der über die Form des Abbruchs Beschluß gefaßt werden soll. Ueber die Einzelheiten dieser Entwicklung kann der Vertreter der Del-Union folgendes mitteilen:

In der von der deutschen Abordnung am Dienstag überreichten Denkschrift war als Jahresrate eine Summe genannt worden, die nach der Auffassung der deutschen Abordnung schon sehr hoch war. In dieser Summe waren Sicherheiten eingebaut ähnlich denjenigen in den Damesabmachungen. Der deutsche Gegenvorschlag bot aber für die Alliierten gegenüber den Damesabmachungen starke Vorteile. Einmal war die Weiterzahlung der Jahresraten voraussichtlich sehr viel sicherer als die Regelung, die der Dawesplan vorsah. Ein weiterer Vorteil bestand darin, daß an Stelle der völligen Ungewißheit über die endgültigen deutschen Zahlungen in der Denkschrift der deutschen Abordnung eine Schuldverpflichtung von 97 mal 1650 Millionen Mark übernommen war, die unter allen Umständen gezahlt werden müßten, auch wenn Transfers und selbst Aufbringungsschwierigkeiten eintreten würden. Es konnte sich nur darum handeln, daß sich unter Umständen die deutschen Zahlungen etwas verzögert hätten. Der Schuldbetrag stand aber fest, so daß auf diese Weise die Schuld Deutschlands völlig festgelegt und auch juristisch bindend gewesen wäre. Die deutsche Abordnung hat in ihrer Denkschrift zwei verschiedene Vorschläge gemacht, die sich allerdings in der Gesamthöhe der Jahresraten nicht unterscheiden. Das erste Thema unterscheidet sich von dem zweiten nur dadurch, daß von vornherein eine transfergeschützte Jahresrate eingelegt war, die mit 450 Millionen groß genug erschien, um eine Kommerzialisierung für die Alliierten zu gestalten. Dieser Vorschlag war an gewisse Voraussetzungen geknüpft, die die Schwierigkeiten der deutschen Wirtschaftslage überbrücken und die Erzeugungs-, Abwärts- und Zahlungsmöglichkeiten Deutschlands verstärken sollten. Alle diese Voraussetzungen waren in vollstem Umfange rein wirtschaftlicher und finanzieller Natur. Die Vollziehung hat auf Wunsch einer Reihe von Sachverständigen ausdrücklich davon abgesehen, den Vorschlag A zu erörtern und ihn von vornherein als politisch gebrandmarkt. Von deutscher Seite wurde erklärt, daß man bereit sei, dem Ausschuss im einzelnen auseinanderzusetzen, daß es sich keineswegs um politische Forderungen handele, sondern um rein wirtschaftliche Fragen. Auch diese Bereitwilligkeit der Deutschen wurde abgelehnt. Zu keinem Zeitpunkt der Sachverständigenbesprechungen wurde dieser Vorschlag erörtert, sondern nur der Vorschlag B, der nicht von vornherein eine ungeschützte Annuität vorsah, wohl aber die Möglichkeit enthielt, in absehbarer Zeit auch zu ungeicherten Jahresraten zu gelangen. Dieses zweite Thema wurde in dem Revelstoke-Ausschuss unter dem Vorsitz des amerikanischen Sachverständigen Owen Young am Donnerstag erörtert.

Von vornherein war in der Nachmittagsitzung ersichtlich, daß man nur bereit war, weiter zu verhandeln, wenn die deutsche Gruppe eine Erhöhung der Gesamtjahresrate zubilligte. Die deutsche Abordnung erklärte, daß sie bei den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen in Deutschland nicht in der Lage sei, eine höhere Jahresrate zu befürworten. Sie fügte hinzu, wenn aus der Mitte des Ausschusses noch irgend eine Anregung gegeben werden könne, die erwarten ließe, daß sich daraus eine Verstärkung der deutschen Leistungsfähigkeit ergebe, sie bereit wäre, auch eine höhere Jahresrate zu erörtern. Eine derartige Anregung ist aber nicht erfolgt, obgleich Dr. Schacht kurz vor der Sitzung einem Mitglied der amerikanischen Abordnung die Mitteilung gemacht hat, daß er jederzeit bereit sei, 25 v. H. des deutschen Ausfuhrüberschusses ohne jede Einschränkung für eine Erhöhung der deutschen Jahresraten zur Verfügung zu stellen. Die Gegenseite stellte darauf fest, daß eine Annäherung der beiderseitigen Standpunkte nicht zu erzielen sei. In diesem Sinne wird der Unterstaatssekretär an die Vollziehung, die auf Freitag 11 Uhr einberufen ist, über die heutigen Verhandlungen berichtet. Dieser Bericht wird besagen, daß die deutsche Abordnung, nachdem keinerlei Anregungen der Gegenseite erfolgt, die eine günstige Beeinflussung der deutschen Leistungsfähigkeit erhoffen ließen, sich außerstande sah, eine höhere Jahresrate als die ursprünglich vorgeschlagene anzugeben. Der Bericht wurde einstimmig gefaßt. Die deutschen Sachverständigen werden selbstverständlich an der Besprechung am Freitagvormittag teilnehmen. Man darf annehmen, daß die Ausarbeitung eines Schlussberichtes, falls er von der Versammlung am Freitag beschlossen werden sollte, fünf Tage in Anspruch nehmen wird. So lange dürfte auch Dr. Schacht und Bögl in Paris bleiben.

Was nun? — Der Gedanke eines Provisoriums.

L.L. Paris, 18. April. Als den deutschen Sachverständigen von den Vertretern der vier Hauptgläubigerkräfte die Denkschrift mit ihren Forderungen überreicht wurde, standen sie vor einer schweren Entscheidung. Sie hatten sich im Laufe von zehn Wochen den Ruf erworben, als erste deutsche Abordnung seit dem Friedensvertrag von Versailles unnahegebig und hartnäckig den deutschen Standpunkt zu verteidigen. Die alliierten Sachverständigen glaubten nicht mehr, daß es ihnen gelingen werde, die Deutschen umzustimmen und sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Dieser Eindruck wäre verstärkt worden, falls Schacht sich entschlossen hätte, nicht nur auf seinem „Nein“ den alliierten Forderungen gegenüber zu verharren, sondern weitere Verhandlungen für aussichtslos zu erklären. Die Entscheidung ist aber anders gefallen. Man hat sich auf deutscher Seite zur Vorlegung eines eigenen Angebotes bereit gefunden, und weiterhin hat man dem Ausweg zugestimmt, in einem Sonderauschuß die deutschen und alliierten Forderungen gegeneinander abzuwägen, wenn man auch von vornherein der Auffassung war, daß diese Methode kaum zu einem Ergebnis führen wird. Ein weiteres Entgegenkommen von deutscher Seite dürfte darin erblickt werden, daß Dr. Schacht dem von amerikanischer Seite gemachten Vorschlag, vorläufig nur über ein Provisorium, sei es für 5, 10 oder 15 Jahre, zu verhandeln, nicht abgeneigt zu sein scheint. Die Amerikaner sind bei ihrem Vorschlag von dem Gedanken ausgegangen, was auch auf deutscher Seite Verständnis fand, daß es nicht im Bereiche der menschlichen Fähigkeiten liege, ein Land für 37 Jahre für so ungeheure Zahlungen festzulegen, denn alles, was nach dem Ablauf von 15 Jahren geschehen werde, ist nur eine Frage der Schätzung, die sich jeder sachlichen Beurteilung entzieht. Der amerikanische Vorschlag des Provisoriums, dem auch die Engländer Sympathien entgegenbringen, geht weiter von der Auffassung aus, daß sich über 37 Jahre keine Einigung werde erzielen lassen, dagegen aber über 15 Jahre, denn das deutsche Angebot weicht im allgemeinen nicht wesentlich von dem sogenannten Youngschen, d. h. dem amerikanischen Angebot ab. Auch die Zahlen der Alliierten-Denkschrift, allerdings ohne Einrechnung der belasteten Markforderungen und des amerikanischen Befehlungsgebietes sind nicht weit von den deutschen Zahlungen innerhalb der ersten 15 Jahre entfernt, so daß auch hier noch gewisse Möglichkeiten der Annäherung vorhanden sind.

Frau Dr. Schacht bereits nach Berlin abgereist.

L.L. Paris, 18. April. Die Gemahlin des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht ist am Donnerstagnachmittag nach Berlin zurückgekehrt.

Unruhe um Afghanistan

Seit Monaten herrscht in Afghanistan Unruhe. Nach anfänglichen vielversprechenden Aufwindungen ist der Bürgerkrieg dort zu einem gewissen Stillstand gekommen. Drei feindliche Parteien stehen sich gegenüber, der vertriebene König Amanullah mit einem großen Heer, der Befehlshaber von Kabul, der Muzaffar Sabibullah, mit einem kleinen, aber starken Heer, und vor allem mit Geld, und Ali Achmed, der Rätehauptmann. Wie viel Gruppen und Splitter es dort sonst noch gibt, kann man von außen her kaum

Neueste Funkmeldungen (Eigener Funkdienst.)

Von der Pariser Presse wird die Schlußan dem Fehlschlag der Pariser Sachverständigenkonferenz der deutschen Abordnung in die Schanze geschoben. Spaltenlange Überschriften deuten in den Zeitungen daraufhin. Auch sonst findet man in ihnen eine Blütenlese von Gefährlichkeiten und Drohungen.

Die englischen Morgenblätter beschränken sich darauf, in den Berichten ihrer Korrespondenten den Verlauf der Besprechungen der Sachverständigen am Donnerstagnachmittag zu verzeichnen. Darin wird durchweg von einem toten Punkte der Verhandlungen gesprochen. Aber die Frage des endgültigen Abbruchs der Besprechungen wird noch offen gelassen.

„New York Herald“ zufolge dürfte der Sachverständigenausschuß einen Redaktionsausschuß für die Abfassung eines Berichtes einsetzen. Von Sachverständigenkreisen sei erklärt worden, es bestehe noch die Möglichkeit, daß die Beratungen in diesem Ausschuss zu einem neuen Versuch führen könnten, eine Einigung zu erzielen.

Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ ist Freitag früh 7,18 Uhr zu einer etwa sechsständigen Fahrt nach Südbad ausfliegen. Die Leitung hat Kapitän Lehmann.

feststellen. Sicher ist nur, daß eine Einigung Afghanistans für absehbare Zeit kaum in Frage kommt.

Nun hat die Unruhe Afghanistans auch über die Grenzen dieses Landes hinausgegriffen. Es begann damals, als die Engländer trotz aller Dementis die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß sie bei der Zerstörung der afghanischen Einheit ihre Hand im Spiel hatten. Jetzt plötzlich sind auch Rußland und Persien in einer etwas merkwürdigen Weise auf den Plan getreten. Sowjetrußland beschuldigt Persien, es habe auf Antikriegs Englands die Absicht, afghanisches Gebiet in Besitz zu nehmen. Die Sowjets warnen Persien und betonen, sie könnten eine Verletzung des afghanischen Gebietes nicht ruhig hinnehmen, sie seien vielmehr geneigt und auch bereit, in einem solchen Falle die Unantastbarkeit Afghanistans zu schützen. Sofort war das persische Dementi bei der Hand: Persien denke gar nicht daran, afghanisches Gebiet zu besetzen, es habe nur alle notwendigen Vorkehrungen getroffen, um afghanische Streifzüge auf persischem Gebiet, wie sie in dieser Zeit der Unruhe wohl vorgekommen sein mögen, zu unterbinden.

Es ist wenig glaubhaft, daß Persien wirklich Absichten auf afghanisches Gebiet gehabt hat, und wenn dies doch der Fall gewesen wäre, so steht Rußland in einem solchen Verhältnis zu Persien, daß eine Invasion der Sowjets in die Dementis nicht, wie sie hier geschieht, nicht nötig gewesen wäre. Es drängt sich deshalb der Verdacht auf, daß Rußland andere Zwecke mit dieser Warnung verfolgt, und daß es eben nur die Gelegenheit suchte, festzustellen, Rußland werde für die Unabhängigkeit Afghanistans eintreten. Eine Mitteilung, die vielleicht an die englische Adresse gerichtet war und die man nicht schmucklos nach London schicken wollte. So befäme das sowjetrussische Vorgehen jedenfalls einen Sinn.

Denn es ist für die Weltöffentlichkeit ja kein Geheimnis mehr, daß England die Unruhen in Afghanistan nicht nur mit angeht, sondern daß es ihnen auch immer neue Nahrung gibt. Ob die Nahrung in Forderungen oder in Aufmunterungen besteht, oder ob sie mit beiden arbeitet, bleibt dahingestellt. Zurecht jedenfalls hat England in Afghanistan auch heute noch seine Hand im Spiel. Es ist für Indien denn doch zu wichtig, einen zwar unabhängigen, aber doch in sich uneinigen Pufferstaat gegen Sowjetrußland hin zu besitzen. Und die indisch-afghanischen Grenzpassage sind nicht erst seit der Zeit des Sturzes Amanullah von unbotmäßigen Vergewaltigern beherrscht, so daß die Verfehlung endlicher Ruhe und Ordnung wenigstens in diesem Grenzgebiet Afghanistans für England von großer Wichtigkeit wäre. Eine Ordnung, die in diesem Stück Land nur durch Einverleibung aufrecht zu erhalten wäre.

Japan vor einer Finanzkrise?

L.L. London, 19. April. Dem früheren Präsidenten der Bank von Japan, Inoué, ist nach Tokioer Meldungen, der Posten des Oberbürgermeisters von Tokio angeboten worden. Inoué veröffentlicht im Zusammenhang hiermit eine Erklärung, daß er als Folge der gegenwärtigen Mißwirtschaft in spätestens drei Jahren eine schwere finanzielle Krise des Landes befürchte, die dazu führen werde, daß die Anleiheverpflichtungen Japans nicht mehr erfüllt werden könnten. Die ungünstige Entwicklung der japanischen Finanzen führt Inoué auf die Mißwirtschaft einzelner Gruppen zurück. Angesichts dieser Zustände glaube er auf finanzpolitischen Gebieten dem Lande nützlichere Dienste leisten zu können, wie als Oberbürgermeister von Tokio.

Politische Rundschau

Reichskasse wieder verknappt.

△ Berlin, 19. April. Der vom Reich bei einem Konsortium Berliner Großbanken zum Ultimo März aufgenommene Kontokorrentkredit in Höhe von 150 Millionen Reichsmark ist Anfang dieser Woche auf Verlangen der Banken am Fälligkeitstage zurückgezahlt worden. Da der April-Ultimo wieder einen großen ungedeckten Kassenbedarf des Reiches bringt, wobei man die zu deckende Summe ebenfalls auf rund 150 Millionen Mark beziffert, hatte das Reich neue Verhandlungen mit den Banken eingeleitet, um einen kurzfristigen Kredit zu erhalten. Ein formeller Abschlus liegt bisher noch nicht vor, da die Banken zunächst wenig Neigung hatten, das Engagement erneut zu übernehmen, und zwar mit Rücksicht auf das eigene Bedürfnis nach einer besonders großen Liquidität in der gegenwärtigen kritischen Situation. Die Banken sind aber nunmehr übereingekommen, dazu bereit zu sein, dem Reich noch einmal unter festzulegenden Bedingungen zu helfen. Der Kreis der Banken, die sich beteiligen, geht diesmal über die Großbanken hinaus, so daß die Kassaaktion auf weitere Kreisläufe verteilt wird.

Oldenburg am Rhein

Nicht weniger als fünf deutsche Landesregierungen haben Denkschriften über die Notlage in den besetzten Gebieten ausgearbeitet und dem Reichstag zugehen lassen. Fünf? Jedem Deutschen ist bekannt, daß Preußen, Bayern, Hessen und Baden zu den von der Besetzung betroffenen Ländern gehören, und daß mehr oder weniger große Teile dieser Länder besetzt sind. Weniger bekannt dürfte es sein, daß auch Oldenburg besetztes Gebiet ist, und daß deshalb die fünfte der umfangreichen Denkschriften von der oldenburgischen Regierung vorgelegt wird. Nun handelt es sich ja tatsächlich nicht um das Agrarland Oldenburg mit der Hauptstadt Oldenburg, das friedlich und fern von jeder Besetzung innerhalb der Grenzen der preussischen Provinz Hannover sich ausbreitet. Sondern es handelt sich um ein oldenburgisches Landesteilchen mit dem Namen Birkenfeld, im Süden der Rheinprovinz, nicht weit von der hessischen Pfalz, an das Saargebiet grenzend. Es ist ganze 5,2 Quadratkilometer groß und hat nicht mehr als 55 000 Einwohner. Birkenfeld liegt in der dritten Besatzungszone und ist vollkommen besetzt. Infolge seiner geringen Größe ist der Besatzungsdruck dieses Ländchens besonders schwer und die Notlage dort infolgedessen auch größer. Als besondere Begründung für eine Reichsunterstützung wird in der oldenburgischen Denkschrift nun u. a. auch darauf hingewiesen, „daß Birkenfeld finanziell selbständig und daher im Gegensatz zu allen anderen Teilen des besetzten Gebietes, die einen starken Rückhalt an der großen Staatskasse ihres Mutterlandes haben, verfassungsmäßig und staatsrechtlich allein auf die kleine Birkenfelder Landeskasse angewiesen ist. Dilemma, das sicher an der großen Notlage des Birkenfelder Ländchens beiträgt, wird im Interesse der Bevölkerung dieses Ländchens bei gutem Willen der Beteiligten abzuheben sein. Niemand im deutschen Volk wird es verstehen, daß gerade angesichts der Nähe des besetzten Gebietes ein derartiges kleines, selbständiges Staatsteilchen aufrecht erhalten wird. Der Reichstag hat in Entschließungen wiederholt die Befreiung der Enklaven und eine Einkreisung innerhalb des Reiches gefordert. Die Vereinigung im Falle Birkenfeld könnte ein verheißungsvoller Anfang sein.“

Polnisches Militärflugzeug

über deutschem Gebiet abgestürzt.

△ U. Deutsch-Gilau, 19. April. Am Donnerstag mittag ging in der Nähe des Gutes Dietrichstein bei Deutsch-Gilau ein polnisches Militärflugzeug infolge Motorschadens nieder. Das Flugzeug stürzte aus geringer Höhe ab und grub sich mit dem Motor in die Erde, wobei der Propeller zersplitterte. Die Insassen, ein polnischer Fliegeroberleutnant und ein polnischer Unteroffizier, blieben unverletzt. Sie gaben an, daß der Motor bereits während des Fluges ausgefallen habe, so daß die Notlandung nicht zu verhindern gewesen sei. Auf Befragen, was sie über deutschem Gebiet zu suchen gehabt hätten, gaben sie an, sich verirrt zu haben. Sie wurden von den deutschen Behörden festgenommen und zunächst nach Deutsch-Gilau gebracht.

Auch die Türkei schiebt Trocki ab

London, 19. April. Die „Times“ melden aus Konstantinopel: Trocki hat nacheinander in Griechenland, Rumänien, Polen und Norwegen aufzulaufen lassen, ob ihm ein Asylrecht gewährt werden kann, da die türkische Regierung, die Trocki Aufenthaltserlaubnis zweimal verlängert hat, auf Abreise zum 1. Juni drängt. Die Gründe hierfür liegen in Trocki's Verhalten selbst, der mehrfach zu den politischen Fragen der Türkei in unerwünschter Weise Stellung genommen hat.

Reichswehrunter

unter dem Verdacht des Landesverrats vor dem Strafgericht.

△ U. Gießen, 19. April. Vor dem Erweiterten Schöffengericht fand die Verhandlung gegen den Obergefreiten Peter Berned statt, dem die Anklage vorwirft, den Schlüssel für Funktelegramme der Reichswehr im Klartext weitergegeben zu haben. Die Verhandlungen fanden wegen Gefährdung der Staatssicherheit unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Als Sachverständiger war Major Feldhubel vom Spionageabwehrtrupp der Reichswehr erschienen. Die Verteidigung lag in den Händen von Professor Einigheim-Frankfurt. Nach der Anklageschrift wurde am 10. Januar 1928 von der Seereschutzstelle Ludwigsburg der Klartext eines Schlüssel zur Entzifferung der kryptierten Telegramme aufgefunden. Dieser Durchgabe eine der Auftrags: „Mittels Schlüssel vom

Die Begründung des Urteils im Weidenflether Bauernprozeß

△ U. J. Hehe, 18. April. In der Begründung des Urteils im Weidenflether Bauernprozeß führte der Richter u. a. aus: Recht und Gerechtigkeit seien keine verschwommenen Ideen. Das Gericht kenne keine Rücksichtnahme auf Gefühle, und dürfe sie auch nicht kennen. Leidenschaftlos sei das Gericht an diese Verhandlung herantreten. Die Angeklagten seien nüchterne, ruhige Menschen. Sie gehörten der schleswig-holsteinischen Bauernschaft an, die bisher stets Sinn für Ordnung bewiesen habe. Man müsse sich daher fragen, wie sie zu dieser Handlung gekommen seien. Das Gericht habe festgestellt, daß die Angeklagten nur durch Not veranlaßt worden seien, den Rechtsboden zu verlassen. Auch persönliches Mitleid habe dazu beigetragen. Das Gericht stelle aber fest, daß der Rechtsboden verlassen werden sollte. Es belaste den Zeugen Samke, den das Gericht als „pirinischer“ ansehe. Rost und Kahl seien nicht diejenigen, die die Pläne ausgearbeitet hätten. Die Pläne stammten von anderen. Das Gericht hob dann besonders hervor, daß Rost wegen seiner außerordentlichen Wahrheitsliebe beim Gericht als die sympathischste Person in dem Prozeß angesehen worden sei. — Das

Urteil wurde in vollkommener Ruhe entgegengenommen.

Zur Versammlung der Weidenflether Bauern. △ U. J. Hehe, 19. April. Auf der nach Schluß der Urteilsverkündung im Weidenflether Bauernprozeß in Frendenthal stattgefundenen Bauernversammlung am Mittwoch, die bekanntlich polizeilich überwacht war, ergriff nach der bereits mitgeteilten Ansprache des Verteidigers Lueghebrunn und dem Absingen des Deutschlandliedes auch der zweite Verteidiger, Rechtsanwalt Kay, das Wort. Als er zu Beginn seiner Rede ausrief, daß man den Bauern die Rentabilität wiederhergeben müsse, wurde er durch die aufstehende Polizei am Weiterreden gehindert, da den Verteidigern nur gestattet worden war, mit den Angeklagten über das Urteil selbst zu sprechen. Die versammelten Bauern sangen darauf das Schleswig-Holstein-Lied. Nachdem die letzte Strophe verklungen war, erklärte der anwesende Polizeioberst die Versammlung für geschlossen und forderte die Teilnehmer auf, sich nach Hause zu begeben. Dieser Aufforderung wurde in aller Ruhe Folge geleistet.

5. Januar. Wellenlänge, Ton und Lautstärke.“ Das Aufzeichen deutete nach Gießen als Sendestelle. Die heutige Funktechnik gestaltet ein Mithras des Auslands, das eine große Reihe von Hörschritten unterhält. Aus diesem Grunde sowie im Interesse des Deutschen Reiches müssen die zur Entzifferung notwendigen Schlüssel unter allen Umständen geheim gehalten werden. Der Sachverständige, Major Feldhubel, machte auf den Wert der Geheimhaltung aufmerksam und untersuchte die Möglichkeit, ob Gießen im Klartext gefunkt habe. Einwandfrei nachweisen lasse sich das nicht, obwohl er die innere Überzeugung habe.

Nachdem im Laufe der Vernehmung der Indizienbeweis zusammengebrochen war, stellte der Staatsanwalt die Entscheidung in das Ermessen des Gerichtes. Das Urteil lautete auf Freisprechung mangels ausreichender Beweise unter Belastung der Staatskasse mit den Kosten.

Abschluß der Ermittlungen in Jannowitz

△ U. Girsberg, 19. April. Die Berliner Ermittlungsbeamten haben nunmehr Girsberg verlassen, womit die Ermittlungen in der Jannowitzer Mordaffäre ihren Abschluß gefunden haben. Neue Vernehmungen sind nicht vorgenommen worden, so daß das gewonnene sehr umfangreiche Material nunmehr dem Untersuchungsrichter zugeföhrt werden wird. Eine völlige Aufklärung haben die Ermittlungen nicht gebracht.

Hochzeit

der Komtesse zu Stolberg-Bernigerode in Jannowitz.

△ U. Girsberg, 19. April. Ganz überraschend kommt aus Jannowitz die Nachricht, daß am kommenden Sonntagabend die Trauung der ältesten Tochter des ermordeten Grafen Eberhard zu Stolberg-Bernigerode stattfindet. Die am 19. Sept. 1903 in Jannowitz geborene Komtesse Antonie zu Stolberg-Bernigerode heiratet den aus Potsdam gebürtigen Diplom-Ingenieur Wolfgang von Ohnseorge in Berlin-Dahlem. Die Trauung findet am Sonntagabend um 11 Uhr im Schloß zu Jannowitz im ersten Familienkreise durch den Superintendenten Quast statt. Gräfin Antonie war es bekanntlich, die in der Schredensnacht nach der Ermordung ihres Vaters die Schloßbewohner zusammenrief.

51000 Mark unterschlagen

△ U. Wittenberg, 19. April. Der Kassenrentant der Disfantenkasse Wittenberg ist nach Vermutung von 51 000 M. Krankenkassen- und Erwerbslosenversicherungsgeldern flüchtig geworden. Bei einer erst vor wenigen Tagen vorgenommenen Kassenrevision waren noch keinerlei Unregelmäßigkeiten festgestellt worden.

Die Ellguther Schloßmühle

bei Arensburg ein Raub der Flammen.

△ U. Arensburg, 18. April. In den Morgenstunden des Donnerstags brannte die Ellguther Schloßmühle in Arensburg vollständig nieder. Von den Baulichkeiten der Mühle sind nur der Stall und das Wohngebäude erhalten geblieben. Tausend Zentner Mehl und 7000 Zentner Getreide, die in den Speichern lagen, wurden vernichtet. Die Uhr des Feuers war so stark, daß die mächtigen Eigentümer wie Streichhölzer zusammenknickten. Der Gesamtschaden wird auf über eine Million Mark geschätzt.

Jede Stunde ein Selbstmord in Wien

△ U. Wien, 18. April. In den letzten zwölf Stunden sind in Wien fünf Selbstmorde und sechs Selbstmordversuche zu verzeichnen. Die Selbstmörder sind ein 18jähriger Tapeziergehilfe, eine 18jährige Hausgehilfin, ein 21jähriger Hilfsarbeiter und ein Mann und eine Frau, die Donnerstagsvormittag in einem Hotel tot aufgefunden wurden. Die sechs Menschen, denen der Selbstmordversuch nicht gelang, stehen im Alter von 21 bis 29 Jahren.

Eine neue Erfindung Brownings

△ U. London, 19. April. Der amerikanische Erfinder Browning hat, nach Berichten aus Odgen im Staate Utah, eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Kleinfenormaffen gemacht. Er teilt mit, daß er eine selbsttätige 97-Millimeter-Pistole erfunden hat, die mit einem 22-Millimeter-Lanzen-Gewehr geladen

wird und 150 Schüsse in der Minute abgeben kann. Die neue Waffe wird besonders für Flugzeuge und für die allgemeine Benutzung zur Flugschusswaffe in Betracht kommen.



Dr. Switalski

der bisher Unterrichtsminister in Polen war, wurde Ministerpräsident.

Gerichts-Setzung

Eine Meineidsfabrik. — Schwere Zuchthausstrafen.

△ U. Weimar, 19. April. Vor dem Weimarer Schwurgericht ging am Donnerstag ein aufsehenerregender Meineidsprozeß zu Ende. Fünf Personen standen des Betruges, Meineides und der Verleitung zum Meineid angeklagt vor den Schranken des Gerichts. Durch den Prozeß sollte die Feststellung getroffen werden, ob die Untstößlerin Meinhold aus Bremen bei Stadtrada von dem Hauptangeklagten Paul Merker aus Jena um 16 000 M. betrogen worden ist. Der Behauptung der Frau Meinhold, daß sie bis auf einen geringen Betrag niemals Geld erhalten habe, standen die gegenteiligen eidlischen Aussagen der fünf Angeklagten gegenüber. Zur Klärung des Falles waren nicht weniger als 50 Zeugen geladen worden, deren Aussagen jedoch im trüfftesten Widerspruch zueinander standen. Da die Angeklagten Gelegenheit hatten, sich mit den Zeugen zu unterhalten, beschloß das Gericht am vierten Verhandlungstage ihre Verhaftung wegen Verbunkelungsgefahr. Am fünften Tage begann sich das Angelegenheitsgewebe zu entwirren. Zunächst legten zwei Angeklagte das Geständnis ab, früher falsche Angaben gemacht zu haben. Nach und nach bekannten auch die übrigen Angeklagten ihre Schuld. Unter der Last dieser Lasten gestand endlich auch der Hauptangeklagte Paul Merker, daß er die treibende Kraft zu den Betrügereien gewesen sei und die anderen Angeklagten zum Meineid verleitet habe. Es stellte sich heraus, daß die Angaben der Frau Meinhold richtig waren. Auf Grund dieser Sachlage ließ die Staatsanwaltschaft sofort vier Entlastungszeugen wegen dringenden Meineidsverdachtes verhaften. Am siebenten Verhandlungstage fiel das Gericht endlich das Urteil: Der Hauptangeklagte Paul Merker erhielt 10 Jahre Zuchthaus und Ehrverlust für die gleiche Zeit; sein Sohn Fritz Merker dreieinhalb Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust, Hermann Weidhage dreieinhalb Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust, Edmund Krause ein Jahr Zuchthaus und zwei Jahre Ehrverlust und Erich Schettler ein Jahr sechs Monate Gefängnis.

Der Riesenprozeß wird nunmehr noch ein Nachspiel haben, da nicht weniger als 18 Zeugen in den dringenden Verdacht des Meineides gekommen sind.



Süddeutsche Rundschau in Wien

Bücherschau

○ Die Schwere Artillerie. Diese gut geleitete, mit zahlreichen Bildern aus Krieg und Frieden ausgestattete Monatschrift ist im April d. J. in den sechsten Jahrgang eingetreten. Die 24 Seiten umfassende Zeitschrift enthält auch die Mitteilungen und Vereinsberichte des Waffenrings der deutschen Schwere Artillerie. Erscheint im Barbara-Verlag München. Bezug durch die Post: Jahrespreis 4,20 M. Probehefte kostenlos.

○ Artilleristische Rundschau. Diese Zweimonatschrift ist die einzige ihrer Art im Reich, die in wissenschaftlicher und belehrender Form in Wort und Bild die taktische und technische Entwicklung der Artillerie behandelt; im April dieses Jahres erscheint sie im 5. Jahrgang beim Barbara-Verlag München, 64 Seiten oftav; Jahrespreis 6 M., Ausland 9 M. Probehefte kostenlos.

Eingefandt

Für Veröffentlichungen unter dieser Rubrik übernimmt die Schriftleitung dem Publikum gegenüber keine Verantwortung. Der Einsender muß das Gelehrte auch gerichtlich vertreten können.

Wer regieren will, muß Not und Sorgen des Volkes kennen.

Obige Ueberschrift wird stets wahr bleiben; daß es aber oft anders ist, dafür nachfolgendes Beispiel: Am letzten Sonntagnachmittag waren in unserm Dorfe mehrere Landwirte beim Feld bestellen. Ein Polizeibeamter, der hier auf Besuch war, verband das Nützliche mit dem Guten und zog die Uebel-täter zur Rechenschaft. Damit nun nicht der Verdacht aufkommt, daß meine Schreiberei Schmerzschreie eines Mitgefängenen wären, möchte ich erklären, daß ich nicht erwisch bin. Was genannten Fall nun anbelangt, so ist es klar, daß der Beamte bezw. seine vorgesetzte Behörde mit dem Gefeßbuch in der Tasche den beschrifteten Weg gehen mußte, oder besser gesagt, gehen können. Der Gefeßgeber (der Staat) gibt die Verordnungen heraus, um die Ordnung im Staate zu wahren, oder die Allgemeinheit dadurch zu schützen. Es gibt aber in besonderen Fällen Einschränkungen und ein solcher Fall liegt hier vor. Sind nämlich besondere Verhältnisse eingetreten, so liegt es an der Fähigkeit der überwachenden Organe, diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Es ist genügend über die Not der Landwirtschaft geschrieben worden. Das Wasser reicht den Bauern heute bereits bis zum Halbe. Mander Leser wird sich vielmehr jetzt fragen, was hat denn dies mit der Maßregelung zu tun? Es ist ein Hauptgrund mit, daß ich sage: Hier hat der Beamte bezw. seine vorgesetzte Behörde bemerkt, daß unsere Not nicht ihre Not ist. Soll die Not der Landwirtschaft, ich spreche hier von dieser, obgleich die Not der Arbeiter und Gewerbetreibenden nicht weniger groß ist, behoben werden, so müssen wir Werte schaffen. Die Landwirtschaft ist das Fundament des Staates. Verliert diese, dann gute Nacht. Dann verliert Ihr klugen Männer da oben auch Arbeit und Verdienst und der Erste im Monat fällt dann auch aus. Erschwerend fällt noch Folgendes ins Gewicht: Wir hatten diesmal einen langen, kalten Winter. Die Frühjahrsbefestigung konnte erst spät einsetzen. Es müssen nun alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um die spätere Ernte sicher zu stellen. Dazu müssen erforderlichenfalls die Sonntage mit herangezogen werden. Dies ist, wie in vielen anderen Orten, auch in Aldernhausen geschehen.

Aldernhausen, 18. 4. 29. Emil Martzfeld.

Marktberichte

Zentralviehmarkt Oldenburg, 18. April. (Amtl. Marktbericht.) Ferkel- u. Schweinemarkt. Auftrieb: Insgesamt 800 Tiere, nämlich 764 Ferkel und 35 Käuferferkel. Es kosteten das Stüd der Durchschnittsqualität: Ferkel, 6 bis 8 Wochen alt, 20-25 M., 8 bis 10 Wochen alt 25-35 M., Käuferferkel, 3 bis 4 Monate alt, 50-60 M., 4 bis 6 Monate alt 60-75 M. Größere Käuferferkel entsprechend teurer. Beste Tiere aller Gattungen wurden über, geringere unter Notiz bezahlt. Marktverlauf: Belebt. Nächster Ferkel- und Schweine-markt: Donnerstag, 25. April.

Der Wetterbericht

Sonntag, 20. April: Bei westlichen bis nordwestlichen Winden wolfig bis bedekt, kühl, keine oder nur geringe Niederschläge. Sonntag, 21. April: Bei nordwestlichen bis nördlichen Winden, wolfig, Temperatur kaum verändert, vorwiegend trocken.

Kirchliche Nachrichten

Sonntag, 21. April.

Evangelische Stadtkirche Jever. Gottesdienst 10 Uhr. Pastor Deuschhausen. Kinderlehre.

Katholische Kirche in Jever. Sonntag, 21. April, Fest des hl. Joseph: 8 Uhr: Frühmesse; 10,15 Uhr: Zweite hl. Messe; 10,45 Uhr: Vortag des P. Pieper S. J. Thema: Unsere Stellung zu den Wandern des Evangeliums. 2,30 Uhr: Andacht.

Baptistenkapelle in Jever, Elisabethufer. Sonntagnachmittag 4 Uhr: Gottesdienst. Mittwochabend 8 Uhr: Gottesdienst.

Unsere heutige Nummer umfaßt 8 Seiten.

Für die Schriftleitung verantwortlich: H. A. Lange. Druck u. Verlag G. R. Metzger & Söhne, Jever.

Deutsche Jugend - wandere!

Der Turnerapostel Friedrich Ludwig Jahn sagte: „Nichts gibt solchen Nachgeschmack und bleibenden Nachgenuß als vaterländische Wanderung.“ Das sollte sich die heutige Jugend als Lebensweisheit dienen lassen und deshalb verstärkten Eintritt in die Reihen der Deutschen Turnerschaft begeben. In jedem einzelnen D.-Turnverein gibt es eine Abteilung oder wenigstens Gruppen, die das Wandern pflegen; denn Jugendwandern ist die segenspendende Quelle der Kraft, Lohr, Erfrischung und Speise des Volkes Gesundheit. Der Segen des deutschen Wanderns durchdringt in pulsierendem Wesen des Wanderers Herz, erweckt das Gemüt und belebt den Geist. Nur die seltsame Wanderzeit vermag aus neuen den wahren Sinn zur Heimatsscholle zu erwecken. Darum sollten auch alle deutschen Jungen und Mädchen durch Wandern wahre Heimatliebe aus der Tiefe unseres Volks, weiten und Volksgedankens unentwegt schöpfen! Der Wille zur Erhaltung der körperlichen Gesundheit, des geistigen Frohsinns macht dem fahrenden Volke das Wandern über Feld und Fluß zu einer schlichten und schönheitsvollen Körperpflege und zu einem hohen unerschöpflichen Lebensfreude. Um unserer Zukunft willen soll die heutige Jugendgeneration wandern! Denn zu jeder Jahreszeit ist das hinausgehen in die weite Welt eine Erziehung besonderer Art. Nur wenige der Väter haben sich das Jugendfrühling im menschlichen Leben erhalten können, da eben zu früheren Zeiten der Segen des Wanderns und aller sonstigen Lebensübungen ebenfalls noch nicht allgemein war und deren Notwendigkeit weniger als heute anerkannt wurde. Darum führt Arbeit zur fast lebensgemachten Einsamkeit oder notgedrungenen Mäßigkeit zum Stillstehen, so bedeutet die Pflege erziehenden Wanderns eine freudvolle Erholung, eine Ausspannung aus dem hemmenden wirtschaftlichen Leben und ein Entschleunigen aus dem Niedergang gesellschaftlich-abstehender Sehnsucht nach der Mutter Natur. Denn die Sehnsucht für das unendliche Freie ist eine Gabe, die kein Deutscher mit seinen tagelangen Gängen missen sollte. Ein deutscher Wanderer sollte der Sprache der Natur lauschen und leuchtenden Augen und in lachender Fröhlichkeit sorglos ziehen durch Täler und über Höhen. Wie prächtig doch allüberall herrliches Naturerwachen — an Strauch und Baum, in fräuleinbüchster Waldbeinfamkeit, auf Wiesen und Feldern, an sonnenbeschienenen Hängen und Abhängen, an Bach und Strom und am himmelblauen Horizonte mit seinen weißen Wäldchen. Blumen und Gräser knospen und Blüten weitestern im Wachstum und im Wiederverschönernden des heimatischen Landes. Glaubt man an solchen Tagen der Reizesschöpfung nicht das Werk der Natur in stillen Klängen vernachlässigbar zu hören? Ein neues Aufsteigen hat einen feierlich stillen Einzug in das Paradies der Natur gehalten. In dieses Werden sollten sich zu jeder Freizeit hineinstellen jung und alt, groß und klein!

Wandern heißt aber nicht allein, sich ergötzen an der Natur; sondern Abhärtung gegen die Unbillen einer wechselvollen Witterung, Pflege des Körpers in Licht, Luft, Wasser und Sonnenlicht ist des Wanderns bester Lebensessenz. Die Wanderzeit bildet die Grundlage eines aufrecht gerichteten menschlichen Ganges; badet rein Lunge und Herz durch gesunde, staubfreie Luft und weitet die Brust nach des harten Winters abkühlender Stube durch der Sonne Geilheit. Wandern heißt auch, die Heimat in einfachem, luftdurchlässigem Wanderkleide zu durchstreifen; Alkohol, Nikotin und jegliche Auschweifung zu verdammen, um ein Erkennen des Wertes alles menschlichen Daseins zu erlangen.

Aus allen diesen Gründen möchte man allen deutschen Menschen und vor allem den der deutschen Turnerschaft noch fernstehenden ganz besonders ans Herz legen: pilgert zu den Burgen deutscher Väter, die trübselig als Wegweiser gewesener Zeiten weit ins Land lugen — beinset die Stätten turnerischer Wallfahrtsorte, die als Edelsteine sieghafter Glaubens zu Wiederaufstieg und stiller Erneuerung unseres Volkes unentwegt mahnen! Fahrt mit Geigen und Klampfen, mit Mandolinen und Gitarren durch die Welt, treibet Volkstänze auf Wiesen oder auf freien Waldesstellen in unwüchsiglicher Naturlichkeit, spürt die Seelenwonne durch den Wohlklang der Turnerklieder! Sehe, des buntfarbigten Gevorge Lebensfroher Wandergruppen, die sich malerisch zauberhaft hinziehen auf Straken und Pfaden; höret den quellreichen Schatz von Liedern des Rheins, der Ost- und Südrante, des Nordens oder des Mittelbundes!

Sieh, Wanderer, in der Ferne grüßt im Schattenspiele die Krone eines Baumes — der Baum der Deutschen Turnerschaft! Diese uralte Erde winkt mit den Aesten einladend die Wanderer aller Gauen zu frohem Verweilen. Kommet in die Vereine der Deutschen Turnerschaft, tretet ihr Männer und Frauen, ihr Jungen und Mädchen heraus zu frohem Streite und pfleget den Heimatsinn im deutschen Turnerwandern.

Jords Krieg gegen den Herwald-König

Vor etwas mehr als einem Vierteljahrhundert — als erst wenige Europäer in Südamerika das Glück suchten, das die alte Heimat ihnen schändlich gelassen war — ging in Para, der an der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegenen Hafenstadt, ein Mann an Land, der in seinem Leuten verzeihlich wenig Ähnlichkeit mit dem Wilde hatte, das man sich von einem Nachkommen der stolzen Römer zu machen gewohnt ist. Klein, schon damals mit einem leichtesten Fettnaß, biden, mulligen Lippen, listigen Augen, hinter deren halb gesenkten Lidern Jähzorn und Grausamkeit ausleuchteten — zum Ueberflus hatte er auch noch ein Trübsal — machte er durch seinen besonders vertrauensverweckenden Ein-

druck. Aber danach fragte kein Mensch in dem Lande, das an Arbeitermangel litt; und dieser Mann war ein Arbeiter. Man fragte auch nicht, warum er die Heimat verlassen hatte, nicht, ob der Name, den er führte, auch sein richtiger Name war. Er selbst scheint dem auch keinen sonderlichen Wert beigemessen zu haben, denn obwohl ihn — dem Hörsagen nach — heute jedes Kind in Brasilien kennt, weiß doch niemand, wie er heißt. Er fand bald Arbeit, wenn auch kärglich bezahlt, bei einem Mann, der tief im Urwald lebte, der sich zwischen dem Amazonasstrom und Matto Grosso, zwischen dem Trapaos und dem Para erstreckt. Mitten durch dieses Gebiet, das ungefähr so groß ist wie Portugal, das Mutterland Brasiliens, strömt der Kingu, der Land und Leute seinen Namen gibt. Er war sicher ein guter Arbeiter, jedenfalls ein Arbeiter nach dem Herzen seines Broterbers, einer, dessen Wesensart zu seiner Umgebung paßte, der sein langes Messer oder die Pistole ebenso reich bereit hatte wie andere ein hohes Wort. So rückte er denn vom Fein, dem einfachen Tagelöhner, bald zum Capunga (Aufseher) auf, wurde dann Oberaufseher, kurz darauf Stellvertreter und zuletzt der Nachfolger seines Arbeitgebers.

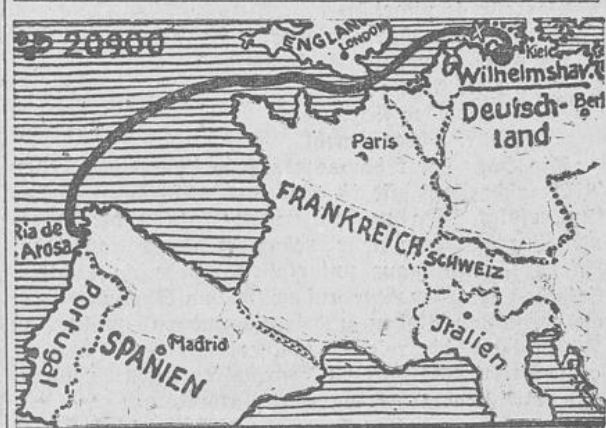
Mehr als sonst irgendwo gilt im Urwald die Macht als oberstes Gesetz; und so fragte auch niemand, ob diese Erbschaft auf legalen Wege zustande gekommen und angetreten worden war. Er aber kostete die Fülle seiner Macht aus, mit jener Wollust, wie sie nur ein jahrelanges Elendsteifen kennt. Aus den schlecht bezahlten Tagelöhnern wurden unter seinem Regime rechtlose Sklaven; und wehe, wenn einer es wagte, sich dieser Sklaverei durch Flucht zu entziehen. Dieser Einwandrer überließ die ehemaligen Sklavenhalter der Südstaaten von Nordamerika noch weit an Grausamkeit. In seinem Reich ist er unumschränkter Herr über Leben und Tod jedes Einzelnen, und der König von Kingu — wie man ihn nennt — ist bei Weitem und Negeren, wilden und halb wilden Indianern gleich gefürchtet. Er hat den Tod als Wächter an die Grenzen seines Reiches gesetzt, und selten nur ist es einem unerwünschten Eindringling vergönnt, zu den Seinen und der zivilisierten Welt zurückzukehren. Diesem Fürsten des Schungels sind Oberst Fawcett und seine beiden Begleiter zum Opfer gefallen, und Oberst Drott, der mit einer Erkundungsausgang, um Fawcett zu suchen, ist nur mit Mühe und vielem Glück dem gleichen Schicksal entgangen.

Aber nicht nur auf die Furcht, die er um sich zu verbreiten verstanden hat, stützt sich die Herrschaft des Kinkubäts, sondern auf eine Macht, härter als Furcht, härter als rohe Gewalt, härter als Peitsche, Dolch, Pulver und Blei — auf die Macht ungeheurer Neidhums, gewonnen aus den fast unermesslichen Gummipflanzungen, die sich beinahe über das ganze von ihm beherrschte Gebiet erstrecken. Er war bisher, wie in seinem Reich, auch auf dem brasilianischen Gummimarkt unumschränkter Herr und Gebieter. Jetzt aber ist plötzlich ein Nebenbuhler aufgetaucht, den er nicht mit einer Pitulenzfuge erledigen kann, und der ganz der Mann dazu

ist, ihm ernsthafte Ungelegenheiten zu bereiten. Und dieser Mann ist — Henry Ford.

Henry Ford hat kürzlich ein großes Gebiet westlich des Tapajoz erworben, das gleichfalls reich an Gummibäumen ist, und ist damit nicht nur ein Konkurrent, sondern — was vielleicht noch bedenklicher ist — auch ein Nachbar des Kinkubäts geworden. Es kann nicht ausbleiben, daß Fords Leute einen tieferen Einblick in die vom König von Kingu geübten Methoden bekommen, als diesem lieb sein dürfte; es kann nicht ausbleiben, daß sie — oft gegen ihren Willen — Zeugen jener unmenschlichen Grausamkeiten werden, wie sie im Kinkubäts an der Tagesordnung sind, es kann und wird nicht ausbleiben, daß auch Ford davon Kenntnis bekommt. Henry Ford aber ist zu sehr Nordamerikaner, als daß er sich mit einem System solch schlecht überlieferten Sklavensystem abfinden könnte, ist zu sehr der Typus der Großindustriellen der Vereinigten Staaten, zu sehr verwachsen mit der Erkenntnis, daß das Wohlergehen des Arbeiters auch das Wohl des Arbeitgebers bedeutet, als daß er angesichts dieser Sklaverei untätig bleiben könnte. Wenn er vielleicht auch keinen bewaffneten Feldzug gegen jenen Dschungelkönig ohne Namen unternimmt, wird er doch durch seine Leute Aufklärungsarbeit bei den Völkern leisten lassen, wird Auftrag geben, den Flüchtlingen beizuhelfen, wird die Kinkubäts zur Flucht ermutigen lassen, wird so die Arbeitergruppen seines Gegners zur Fahnenflucht auffacheln — und wen Worte nicht verlocken werden, den wird sicher der höhere Arbeitslohn locken — und er wird seinen Gegner — vielleicht — auf dem Weltmarkt unterbieten.

Es wird ein spannender, aufregender Kampf werden; ein Kampf der Intelligenz gegen die Brutalität, ein Kampf zweier Weltanschauungen, ein Kampf zweier Systeme. Und da es außerdem ein Kampf zweier Millionäre sein wird und der Kampf zweier Rivalen auf dem Wirtschaftsmarkt, wird es ein erbitterter Kampf auf der ganzen Linie werden. Er hat aber der offene Krieg nicht begonnen; sein Ausgang aber ist trotzdem nicht mehr zweifelhaft.



Zur Frühlingsreise der deutschen Flotte.

Prinz Seifensieder

Roman von Friedel Mergentich.

Copyright 1928 by R. Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

29) Fest drückte er Roskandas Hand. „Also, zusammenhalten, Roskanda!“
„Und gegen Vater wappnen wir uns, denn das gibt einen furchtbaren Krach.“
„Das glaube ich auch, bloß in einer anderen Richtung, als du denkst, Roskanda. Ja, nun hilft das alles nicht, nun muß ich Farbe bekennen. Es wird mir verflucht schwer.“ Wieder umschlang er Roskanda. „Du, ich muß dir ein Geständnis machen. Aber ich habe dein Wort, du gehst unter allen Umständen mit?“ Fragend sah Roskanda ihn an.
„Ja, es ist — kurz, ich heiße gar nicht Zweig.“
„Nein? Wie?“
„Ich bin der Prinz von Sachsen-Weissenfels.“
Roskanda lachte. „Biemlich primitiver Wit, Karlchen, ich hätte dir so etwas nicht zugehört.“
„Ach nein, Roskanda, gar kein Wit. Und deshalb wird es Krach geben, denn dein Vater wird es mir abnehmen, daß ich ihm den falschen Prinzen nicht rechtzeitig entlarvt habe. Aber es war ein bißchen Bosheit, daß ich es nicht tat. Heute tut es mir leid.“
„Was denn? Der Prinz wäre?“
„Ein Hochkapitel, na ja. Er hat es für rentabel gefunden, wie viele, Güte und Böse, von der Torsheit seiner Mitmenschen zu leben. Ich kann es ihm nicht abnehmen, denn es wurde ihm sehr leicht gemacht, und es war ein freilich manchmal beschämendes Veranlassen für mich, festzustellen, wie wenig ein Prinz zu sein braucht, um als Prinz zu gelten.“
„Aber, um Gotteswillen, was machen wir mit Vater? Er darf es nicht erfahren! Doch, er muß es ja wissen! Es ist schrecklich. Er überlebt es nicht! Er hat Zuder, und der Arzt hat gesagt, jede Aufregung sei ihm schädlich. Ein Schlag wie dieser kann verhängnisvoll werden!“
„Da siehst du, wie du ihn liebst. Aber die Sache ist nicht so schlimm, wie sie sich darstellt. Dein Vater versteht immer, aus Bösem Gutes zu machen. Er wird sogar eine Blamage in eine Glorie umbeuten. Kleingefühl, wenn neben dem falschen ein echter Prinz steht, greifbar, zu sofortiger Verwendung.“
Der Wind trug den beiden abgerissene Töne der Musik zu. Sie standen nachdenklich da und überlegten, wie sie sich verhalten mußten, um Roskandas Vater nicht zu sehr zu enttäuschen. Aber dann lächelte sie sich wie auf Kommando an. „Ich habe mir meine Verlobung eigentlich ein bißchen anders vorgestellt“, begann Roskanda.
„Ach auch“, sagte Karl Wilhelm und hob seine Hand unter Roskandas Arm. „Unsere guten Herzen

in Ehren, aber schließlich kann man es uns nicht abnehmen, wenn wir zunächst ein bißel über unsere Angelegenheit reden.“

„Angelegenheit klingt grotesk“, sagte Roskanda zwischen zwei Klaffen.

„Ich hätte auch Liebe sagen können, aber das war mir zu lyrisch. Gefühle lassen sich ja doch nicht im Wortnetz fangen; die Menschen sind viel zu groß.“

„Nun, das war doch sehr lyrisch ausgedrückt.“
„Sie redeten viel, sie küßten sich noch viel mehr.“
Roskanda brannnte Lippen und Wangen, und sie war sehr, sehr glücklich.

„Hallo, hallo!“ rief plötzlich in ihr verliebtes Verlorensein Brigittes helle Stimme.
„Hohel!“ antwortete Karl Wilhelm und hielt beide Hände trichterförmig an den Mund.

„Los, Karl Wilhelm, jetzt laufen wir um die Wette, dann fällt es nicht auf, daß ich so rot aussehe.“
„Glänzend, also los!“

Etwas atemlos und lachend kamen sie bei Brigitte an. Die sah sich die beiden an und stellte mit der ihr angeborenen Offenheit fest: „Kinder, ihr seht verbotenen aus, direkt verliebt.“

„Donnerwetter, das nenne ich Scharfbild“, sagte Karl Wilhelm anerkennend.

„Brigitte, merkst man mir etwas an?“

„Na ja, getriggerte Gesichtsfarbe, und Herr Zweig hat sogar einen deutschen Abdruck deiner Zähne auf der linken Gesichtshälfte. Das kommt vom selbstigen Temperament. Aber im übrigen: Ich gratuliere.“

„Sie küßte Roskanda. „So, jetzt kannst du dein Ehrenwort geben, daß ich dich geliebt habe. Bloß, was machen wir mit Herrn Zweig?“

„Ist's denn tatsächlich so auffallend?“ fragte Karl Wilhelm, verlegen lachend. Statt der Antwort hielt ihm Brigitte einen kleinen Spiegel vor. Karl Wilhelm prüfte sich genau. „Die Stelle sieht allerdings auffallend aus. Hm. Was machen wir da?“

Brigitte tippte sich an die Stirn. „Wir kleben Heftpflaster darauf. Ich hab's bei mir. Kein Mensch wird fragen, und wenn, dann haben Sie sich beim Rasieren geschnitten.“

„Es geht nichts über Frauenlist“, sagte Karl Wilhelm ernst.

„Dein Vater hat nämlich nach dir gefragt, Roskanda. Jemandem Kamel hat Auskunft gegeben, du wärst mit Herrn Zweig noch ziemlich weit zurück. Und Dufedon, der jähelnde Narr, hat gelächelt und „Jugend, Jugend“, geklatscht, natürlich laut genug, daß es dein Vater hören konnte.“

„Sieht ihm ähnlich. Was hat denn Vater gesagt?“

„Sein Gesichtsausdruck war nicht günstig für Eure Entschlüsse. Segenspendend war er auf keinen Fall. Ich habe sehr still geschwiegen und behauptet, du hättest einen Bekannten getroffen, und ihr wäret ins Plaudern gekommen; ich wollte mal sehen, ob ich losreißen könnte. Ob man mir geglaubt hat, weiß ich nicht. Aber, wenn ich um einer guten Sache willen

schwandle, noch ich es immer ganz ordentlich.“

Eine Viertelstunde später mischten sich die drei harmlos unter die anderen, und als man zu dem langgestreckten Sommerhaus kam, das mit seinen gelb und schwarz gestrichenen Fensterläden an einen Bienenkorb erinnerte, da hatte auch Curcio den Zwischenfall vergessen. Er blieb auf einer kleinen Anhöhe unter einem Lindenbaum stehen und ließ die Schär seiner Anführer an sich vorüberziehen. Seine Direktoren und Prokuristen urgaben ihn wie den Feldherrn der Stab. Ihm zur Linken stand Dufedon. Er hatte den Hut abgezogen und ließ den Frühlingswind um seine Glase wehen, denn ihm war warm geworden. Aber er bedachte sich auch nicht, als er plötzlich nieder kniete, denn das entlobte Haupt schien ihm der Feierlichkeit des Augenblicks angemessen. Frau Gohlke pufte ihrem Vater in die Rippen. „Halte dich gerade und mach' nicht so ein bewunderndes Gesicht. Es ist genug, wenn einer auf diesem Feldherrnhügel erstrahlt.“

Unter den Angeestellten gab es viele, die ihren Chef zu nehmen mußten, und so sah es nicht an. Ausruhen des Entzückens. Während die Herren sich kaum zu einem „Ausgezeichnet“ aufraffen konnten — denn Männer sind immer undiplomatisch und gewöhnlich unliebenswürdig —, floß den Frauen und Mädchen das „süßhaft, bezaubernd, süß“, leicht von den Lippen, und es war auch wirklich sehr süßlich. Ein altes Bauernhaus war geschickt umgebaut und erweitert worden. Ein bisher noch etwas farger Garten war in Ordnung gebracht und versprach allerlei Gutes. Fertige, keiner Verbesserung bedürftig noch fähig war die Lage am Wasser mit dem weiten Blick über eine sich fast unendlich dehnde Seefläche und grüne wellige Ufer mit lustigen roten Dächern. Weiße Segel schwebten auf tiefem Meer. Auch am Strand von Neu-Weigard — so hatte Curcio in einer sehr hübschen Anordnung das Sommerhaus genannt — lagen drei Boote und glänzten von frischen Farben.

Als Garten und Haus genug bewundert waren, setzte sich Curcio an die Spitze der Gesellschaft und führte sie durch sämtliche Räume. Das Schönste waren die hübschen Schlafkammern mit weißen Möbeln und Mullgardinen. Selbstverständlich versagte sich Curcio nicht, darauf hinzuweisen, daß Mädchen und Jungfrauen in dieser Sommerfrische streng getrennt wohnen mußten. Frau Rinkert — sie sah tief Weiden der Firma in der Magistratur und hatte scharfe Augen und einen bösen Mund — sei für die Moral verantwortlich. Alles lachte begeistert, und Karl Wilhelm flüschte Roskanda zu: „Unser Eid.“

Und dann wurde unter den blühenden Obstbäumen im Garten, der einseitig bloß eine Wiese mit Blumen war, an langen Tischen Kaffee getrunken. Berge von Streicheln dufteten mit dem Kaffee um die Wette, der in biederer Kammen behäbig dahinfuhr.

Curcio hielt es für richtig, auch auf diesem Ausflug die Angeestellten nicht völlig zu überlassen,

sondern die Direktoren und Prokuristen wie festes Fachwerk durch den Bau zu ziehen. Er dachte dabei weniger daran, die Leute übermüden zu lassen. Er wollte sie vielmehr damit ehren und den sonst so strengen Unterschied der Stände und Gesellschaften verwischen. Er tat nicht allen einen Gefallen damit. Wer den gemüthlichen Gohlke erwischte, war vergnügt. Dem Dufedon in die Nähe gesetzt wurde, fühlte sich bedrückt. Denn Dufedon gab sich immer mit Direktorialer Würde, und Frau Gohlke, die zu seiner Nachbarin befohlen war, nahm sich schon längst nicht mehr die Mühe, ihn zu entwappnen. Sie hatte es mehr als einmal versucht und war auf eifriges Mißverständnis gestoßen. Zweig war von Curcio an einen Tisch beordert worden, der dem armen Verliebten keine Möglichkeit ließ, Roskanda auch nur zu sehen. Aber Karl Wilhelm war froher Stimmung. Kleine Bosheiten taten ihm heute nichts an. Die jungen Mädchen, die in seiner Nähe saßen, kamen aus dem Lachen nicht heraus, so lustig war Zweig.

Auch Roskanda war übermüht. Das Leben war schön, wunderschön. Mit hausfraulicher Benüchtheit bot sie ihren Nachbarn zur Rechts und Linken immer wieder Kaffee und Kuchen an, und als sie Herrn Ritzke das achte Stück Kuchen aufbistete, fiel ihr ganz unvermittelt ein, daß Karl Wilhelm Prinz war. Und da lächelte sie und freute sich. Was konnte denn ihrem Vater Angenehmeres passieren, als daß sie nun tatsächlich Prinzessin Roskanda wurde! Und eine Bräute ließ sich auch schlagen, die seiner Eitelkeit den Weg erleichtern würde. Darüber mußte sie auf dem Heimweg mit Karl Wilhelm sprechen. Gelegenheit fand sich auf dem Dampfer, wenn der ganze Zauber von Leuchtkugeln und Feuerwerk im Gange war, die anderen auf Deck tanzten oder Vater seine allerletzte Rede hielt. Aber dann wurde sie wieder ein bißchen nachdenklich. Wie sich wohl Karl Wilhelms Eltern zu der Verlobung stellten? Es war doch gar nicht unmöglich, daß sie ihre Einwilligung verweigerten!

Am anderen Ende der Tafel erhob sich ihr Vater und hielt eine Weiserebe. Er sprach von der alten Heimat, deren Namen er diesem Hause verliehen habe, von der neuen, die ihm durch eigene Arbeit und die Hilfe treuer Menschen geworden sei. Das klang schlicht und dankbar, und Roskanda fiel all das Gute ein, das Karl Wilhelm über ihren Vater gesagt hatte. Und dann schweifte die Rede ab und verlor sich in Andeutungen ungeheurer Pläne. Es klang, als wenn Curcio seine ganze Welt fäubern könnte. Er schwelgte in phantastischen Zahlen, so daß die kleinste Angelegenheit von einer Gehaltserschöpfung träumte, die er, ein vornehmer Mann, mit seinem Wort erwähnte. Und Roskanda fürchtete sich: „Es geht nicht. Vater kann nicht Schwiegervater Karl Wilhelms werden. Wenn er nach Weissenfels kommt, ist das erste, daß er den Verzug fragt, ob er ihm sein Vergegnut wieder zusammenkaufen soll.“ (Fortsetzung folgt.)

Thomasmehl als Kopfdünger?

Von Landwirt Fr. Diekmann-Tungeln.

In den letzten Jahren ist in hiesiger Gegend sehr oft die Beobachtung gemacht worden, daß die praktischen Landwirte, ganz entgegen der allgemein bekannten Anwendungsregel für Thomasmehl, dasselbe erst in den Wintermonaten meist in Gemisch mit Kalksalz auf den grünen Roggen gestreut haben. Ganz abgesehen von den finanziellen Schwierigkeiten, sind es in der Regel die wirtschaftlichen Umstände — späte Ernte und drängende Bestellungsarbeiten —, die kaum Zeit genug lassen, um fein abgemessenes Saatgut zu Winterroggen im Herbst mit Thomasmehl, Kalksalz und evtl. Stickstoff zu düngen. Die Verlegung dieser Düngung in die arbeitsärmeren Wintermonate kann nur dann gerechtfertigt sein, wenn man es von vornherein nicht mit einem absolut nährstoffarmen Boden zu tun hat und die Wirkung der Kunstdünger in dieser Form eben so gut ist als unter anderen Umständen, wie z. B. im Herbst vor der Einsaat auf die rauhe Saatkurde gegeben. Um diese Frage zu klären und das namentlich im Hinblick auf den Wirkungsgrad der Phosphorsäure im Thomasmehl, machte ich im Jahre 1928 zu Winterroggen einen entsprechenden Versuch.

Der Boden des Versuchsfeldes ist als ein in guter Kultur befindlicher humoser Sandboden zu bezeichnen, so wie wir ihn in Nordwestdeutschland auf den älteren sog. Eschländerreien durchweg antreffen. Die Vorfrucht war 1927 Kartoffeln, welche als Düngung 400 kg Stallmist, 130 kg. Schwefel, Ammoniak, 100 kg. 40er Kalksalz und 50 Ztr. Mergel, alles je Hektar gerechnet, erhalten hatten. Eine Düngung mit künstlicher Phosphorsäure fand nicht statt, dieselbe war auch in den vorhergehenden Jahren sehr minimal angewandt worden. Die Düngung mit Mergel mußte erfolgen, weil in den Jahren 1925 und 1926 sich stark die Erscheinungen der Bodenversauerung bemerkbar machten.

Der Roggen auf dem Versuchsfeld wurde Mitte Oktober 1927 mit etwa 240 Ztr. Saatkörnern je Hektar ohne jegliche Beidüngung von Stall- und Kunstdünger eingebracht. Der Aufgang des trocken gezeigten Roggens war gut, er setzte auch im Frühjahr überall einen gleichmäßigen Stand.

Der Versuch wurde folgendermaßen angelegt:
Parzelle 1: Stickstoff und Kalk,
Parzelle 2: wie 1 und Thomasmehl (dieses sofort einzugeben),
Parzelle 3: wie 1 und Thomasmehl (dieses jedoch später eingegeben),
Parzelle 4: ungedüngt.

Jede Parzelle war 7 Ar groß.
Es wurden verabfolgt je Hektar:
5 Ztr. Kalksalz,
4 Ztr. 40er Kalksalz,
24 Ztr. Thomasmehl.

Die Höhe der Thomasmehlgabe ist auf den ersten Blick erschreckend, sie ist aber aus mehrfachen Gründen erfolgt. Da in den letzten Jahren die Phosphorsäuredüngung sehr reduziert, bzw. auf dem Eschlande fast ganz unterlassen wurde, so rechtfertigte das die Annahme auf völlig von Phosphorsäure ausgetriebenen Boden und zum andern mußte in Rücksicht auf die reichlich spät erfolgte Kopfdüngung, also unter ungünstigen Voraussetzungen, vermehrt mit einem geringeren Aufnahmungsgrad gerechnet werden. Die letzte Vermutung scheint nicht begründet zu sein, sondern es wird höchstwahrscheinlich der gleiche Erfolg mit geringeren Thomasmehlgaben erreicht werden können. Um auch hier Klar-

heit zu erhalten, wird der Versuch für mehrere Jahre in erweiterter und veränderter Form durchgeführt. Neben das Ergebnis wird zu gegebener Zeit berichtet werden.

Thomasmehl und Kalksalz wurden auf sämtlichen Parzellen am 7. März 1928 gegeben.

Infolge der ungünstigen Witterung im Frühjahr 1928 (am Tage trockener Wind, nachts starker Frost), konnte der für die Parzelle 2 auf sofort vor-gegebene Gegenstand erst am 20. März erfolgen.

Der Stickstoff wurde in zwei Gaben gegeben, etwa 1/2 desselben am 31. März und der Rest am 10. April 1928. Am gleichen Tage wurden sämtliche Parzellen gegut, einh. Parzelle 2, diese erhielt somit doppelte Gegenbearbeitung.

Die weitere Entwicklung des Roggens war sehr zufriedenstellend, jedoch zeigten sich auf Parz. 2 noch einige Säurestellen, deren nachteiligen Einfluß man auch später bei der Ernte noch feststellen konnte: ungleichmäßige Reife und teilweise noch grünes Stroh.

Die Ernteergebnisse von jeder Parzelle je 7 Ar waren folgende:

Parz.	Düngung	eingegeben am:	Roggen	Stroh
1	Kalksalz und Kalk	10. 4.	5.97	7.24
2	desgl. u. Thomasmehl	20. 3. u. 10. 4.	6.65	8.54
3	desgl. u. Thomasmehl	10. 4.	6.87	8.00
4	ungedüngt	10. 4.	5.37	6.95

Die Erträge auf Parzelle 2 wären sicherlich, wenn sich keine Säurestellen eingestellt hätten, noch höhere gewesen.

Ganz interessant ist das Tausendfornengewicht der 3 gedüngten Parzellen.

Nach einfacher Reinigung betrug es bei Teilstück 1 ohne Thomasmehl

36.98 Gr.

bei Teilstück 2 mit Thomasmehl am 20. 3.

n. 10. 4. eingegeben 38.73 Gr. u. 1.75 Gr.

bei Teilstück 3 mit Thomasmehl

am 10. 4. eingegeben 38.25 Gr. u. 1.27 Gr.

Beachtenswert sind weiter bei den einzelnen Wä-

gungen die großen Unterschiede, so betrug z. B. bei Teilstück 1 die größte Differenz 2.4 Gr. auf 1000

Roggenkörner, bei Teilstück 2 nur 0.6 Gr. und beim 3. Teilstück 1.5 Gr.

Hier zeigt sich einwandfrei der vorteilhafte Einfluß einer Phosphorsäuredüngung auf die Qualität des Kornes, eine wertvolle Feststellung, die für Bäckereien wie ebenfall für die Käufer von Saatgut von weittragender Bedeutung ist. Man erzielt also die größte Gleichmäßigkeit in der Beschaffenheit der Körner nur durch eine richtig bemessene Düngung, und der Praktiker hat sein Augenmerk nicht bloß allein auf die Erhöhung des Ertrages, sondern auch auf die Verbesserung der Qualität zu richten.

Der Renditeberechnung lege ich folgende Preise zu Grunde:

1 Ztr. Kalksalz	11.20 M
1 Ztr. 40er Kalksalz	4.20 M
1 Ztr. Thomasmehl	2.25 M
1 Ztr. Roggen	12.00 M
1 Ztr. Stroh	1.80 M

Düngung	Parz. 4	1	2	3
ungeb.	Kalk u. Kalksalz	Kalk u. Kalksalz	Kalk u. Kalksalz	Kalk u. Kalksalz
	Stickstoff	Stickstoff	Stickstoff	Stickstoff
	Thomasmehl	Thomasmehl	Thomasmehl	Thomasmehl
	eingesamt	eingesamt	eingesamt	eingesamt

Erträge je ha

Roggen	76.71 Ztr.	85.23 Ztr.	95.14 Ztr.	93.85 Ztr.
Stroh	94.14 "	103.14 "	123.00 "	114.28 "

Mehrerträge gegen

Roggen	8.57 Ztr.	18.43 Ztr.	17.14 Ztr.
Stroh	9.00 "	27.86 "	20.14 "

Geldwert d. Mehretrags	119.04 RM.	271.30 RM.	241.93 RM.
Rollen der Düngung	72.80 "	126.80 "	126.80 "
Gewinn	46.24 "	144.50 "	115.13 "

Bei Parz. 2 hat sich die Thomasmehldüngung verzielt mit 1820 Proz.,

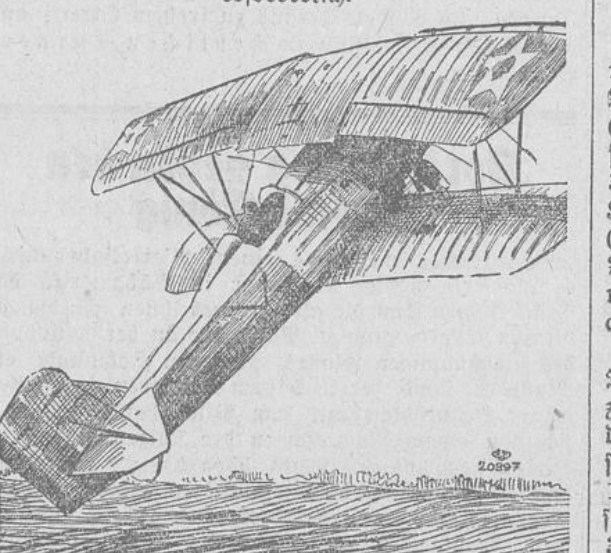
Bei Parz. 3 hat sich die Thomasmehldüngung verzielt mit 1820 Proz.,

Dieser einjährige Versuch zeigt deutlich, daß auf phosphorsäurebedürftigem Boden eine Kopfdüngung mit Thomasmehl zu Winterroggen, sofern die Gabe im Herbst versäumt worden ist, unter den meisten Umständen sich recht gut rentieren wird. Hier in diesem Falle ist die sichere Wirkung deswegen besonders zu beachten, weil wir unsere Ackerländerreien auf Grund unserer ausgedehnten Viehhaltung (in beschränktem Umfang außerdem noch Scheinmehl) recht häufig und stark mit Stallmist düngen. Trotz alledem hat es den Anschein, daß die P₂O₅ im Stallmist allein zur Erzielung von Höchsterten nicht ausreicht.

Es wird zweckmäßig sein, während der Wachstumsruhe in den Monaten Dezember bis Februar das Thomasmehl auszustreuen, denn die reichlichen Niederschläge im Winter treiben das feingemahlene Mehl in den Boden hinein. Da der Roggen defektlich flachwurzler ist, gelangt es schnell in den Bereich der Pflanzenwurzeln. Sobald der Boden genügend abgetrocknet ist, sucht man durch Eggen oder noch besser durch Hacken das an der Oberfläche liegende Thomasmehl mit dem Boden zu vermengen. Wer diese Hinweise beachtet, der wird mit der hier beschriebenen Düngungsmethode sicher gute Erfolge haben.

Eine Million Dollar für Abkürzung der Anlaufstrecke bei Flugzeugstarts.

Diese enorme Summe zahlte die amerikanische Marine für ein englisches Patent, durch das es Flugzeugen ermöglicht wird, mittels selbständig bewegbaren Zusatzflügels an den oberen Tragflächen nach nur 15 Meter Anlauf im Winkel von 15 Grad aufzuheben. Bisher waren wenigstens 100 Meter Anlauf erforderlich.



Fliegerleutnant Harper beim Ausprobieren der neuen Erfindung in Philadelphia.



Die „Berolina“

eines der Wahrzeichen Berlins, soll nun endgültig von der Bildfläche verschwinden. Bedeutende Kunstleute haben sich für die Erhaltung dieses Monuments eingesetzt, wie es scheint, ohne Erfolg.

Wiehmärkte.

— Weener, 16. April. Der heutige Markt war mit circa 150 Laufschweinen und Ferkeln, 30 Lämmern und einigen Schafen besetzt. Man zahlte für 4—5 Wochen alte Ferkel 25—28 für 6—8 Wochen alte Tiere 28—32, Käufer schweine wurden meist nach Gewicht gehandelt, sie erzielten bis 75 Pfennig pro Pfund. Schafslämmer fanden für 8—13 M. willige Abnehmer, während für Schafe 45—60 M. gezahlt wurden.

— Gantoverge Schweinemarkt vom 17. April. 5monatige Läufer 80—90, 4—5monatige Läufer 70—78, 3—4monatige Läufer 62—68, 8—13wöchige Ferkel 20—60, 6—8wöchige Ferkel 40 bis 48, bis 6 Wochen alte Ferkel 34—38 M.

Handel und Verkehr.

— Bremen, 17. April. Getreide. Weizen, Manitoba 2 Mai-Juni-Abladung 11.75, do. 3 11.50, Marz 10 (79 kg.) schwimmend 10.30, Marz 10 (79 kg.) Mai-Abldg. 10.40. Roggen, La Plata schw. 10.40, Gerste, La Plata schw. 9, Canada 3 origin. 9, do. 4 9.35, Marz 10 8.55, Golf 8.80. Hafer, deutscher von 11.70—12.50, La Plata (51-52 kg.) 9. Mais, amerikanischer Mixed 9.15. Per Gentner pari unverzollt wagonfrei Bremen-Unterwerfer per Kassa loco, soweit nichts anderes bemerkt. Tendenz stetig.

— Berlin, 16. April. Rohfuttermotierungen. Drahtgepr. Roggenstroh 1.60—1.85, do. Weizenstroh 1.55—1.70, do. Haferstroh 1.70—1.85, do. Gerstenstroh 1.50—1.75, geb. Roggenlangstroh 1.60—1.90, bindfadengepr. Roggenstroh 1.60—1.75, do. Weizenstroh 1.50—1.65, Stroh 2.40—2.55, handelsüb. Heu, gef., trocken 3.40—4.10, gutes Heu (erster Schnitt) 4.30 bis 5.60, Willighen, rein, lose, gef., do. 4.50 (Marthe) 3.58—3.75, do. (Havel) 2.90—3.20, drahtgepr. Heu in Pf. über Notiz 40 Pf.

Der Kuhhandel

Novelle von Jakob Wassermann.

(Schluß.)

Feggel schritt ohne zurückzublicken, mit der Kuh breit die Gasse hinab, prüfte sie im Gehen nochmals, griff ihr die Haut an den Kluppen und schätzte seinen Tagelohn. Als er um die Ecke bog, meinte Valbina zu sehen, daß er mit den Fingern knallte. „Ich habe sie ihm zu billig gegeben“, dachte sie.

„Der gefällt mir nur halb“, sagte Hans zu der Mutter, „er schaut immer links um die rechte Ecke herum! Hat er dich ein einziges Mal grad angesehen?“

Sie fühlte sich verlegen werden, und statt zu antworten, trat sie ins Haus zurück, um das Geld in der Kammer zu verschließen. Auf einmal lag sie schluchzend auf ihrem Bett. Jetzt, nachdem das Geschäft abgetan war, fiel sie die Erinnerung an, und die Bitterkeit stieg ihr bis in die Kehle hinauf. Die Worte des Sohnes hatten sie wie eine Ohrfeige getroffen. Erst nach und nach lösten sich aus dem Schmerz und dem Erinnerungsschwall die Gedanken los. Der also war's, der sie verlassen und entehrt, der sie vor dem Richter zum Dank für all die Liebe, Hingebung und Vertrauensseligkeit beschimpft hatte! Warum sollte sie ihm die Ehre angetan, ihn wie einen Fremden zu behandeln! Wie konnte sie ihre Kuh in seine schmutzigen Hände geben? Warum hatte sie sich die Gelegenheit entgehen lassen, sich zu rächen, ihn wie einen rändigen Hund mit der Peitsche aus der Scheune zu jagen? Warum hatte sie Hans nicht auf ihn gebest und ihm zugehört: „Dieser Schuft ist kein Vater, du magst ihm danken! Er hat deine Mutter vor Gericht ein „Veder“ genannt!“

So tobte es in ihr. Sie fühlte die alten Schwären wieder aufbrechen und sie mit Ekel durchtränken.

Endlich, nachdem die Tränen lange über ihren alten Schmerz und die alten Wunden geflossen waren, wurde sie ruhiger.

„Ich habe recht daran getan, Hans nichts zu verraten, wie stünde ich jetzt vor ihm? Weiß ich, wie er das Wort „Veder“ aufgenommen hätte? Soll ich ihm meine Schmach zu kauen geben, damit er sie einmal gegen mich ausspuckt?“

Ihre Gedanken strichen zurück über ihr Leben, sie wollte für ihren Zorn und Haß Bunder suchen, fand aber das Gegenteil.

War es nicht alles besser geworden, als sie einst hatte erwarten dürfen? War ihr Unglück denn so schwer gewesen? Sie hatte es getragen und war darunter nicht frumm, sondern stark geworden. Wachte sie jetzt die Frau dieses Menschen heißen? Um keinen Preis! Und das Kind, der Hans, war der ein-

so großes Leidwesen für sie? Wie würde sie jetzt das sehen, wenn sie ihn nicht hätte? Wie wollte sie das Gut bearbeiten und die jüngeren Kinder in Ehren groß ziehen? Ohne ihn hätte sie nach dem Tod ihres Mannes das Gütchen verkaufen müssen. Wieviel wäre ihr zum Leben geblieben? Sie hätte wieder als Magd dienen müssen und die Kinder wären, wie sie einst, ins Armenhaus gewandert, hätten die ganze Schmach und Erniedrigung der von der Gemeinde Erhaltenen auf sich nehmen, alles, was sie selber einst durchgemacht, neu durchkosten müssen, harte Meister, Demütigung, Verführung, Entehrung.

Wie war sie selber einst über das hinweggekommen? Der Haß und der Trost hatten sie aufrecht erhalten.

Sie dachte an ihren Mann, und Dankbarkeit durchströmte sie, wie ein warmer Trunk. Sie hatte nach allem, was geschehen war, nicht mehr viel Liebe zu verschenten gehabt; er hatte sie doch an der Hand genommen und aus dem Schmutz gezogen. In seiner Seele, unter seinem Schutze war das Glend, das sie einst stündlich und sekundlich verfolgt hatte, allmählich verblasst, wie ein Schußschein im Lauf der Jahre im Rasten vergift. In den letzten Jahren war ihr das alte Gespenst nur noch dann und wann durch den Sinn gefahren, wie etwa ein Raubvogel von Zeit zu Zeit über den Hünerhof fliegt und wieder verschwindet, nachdem er einen Augenblick geängstigt hat.

So kann sie. Und selbst! Wie sie die alte Zeit heraufrief, erob sich hinter der frisch ausgewaschenen Schmach etwas wie ein Stern und wurde immer heller, bis alles andere daneben verblasste. Ihre Jugendliebe mit all ihrer Kopflosigkeit und Tollheit, ihrer tiefen Heimlichkeit und heimlichen Angst stand neben ihr.

Die Trunkenheit hatte es damals in ihr gewaltet, jeder Tag war ein Fest gewesen, jedes Wort von Felix ein Jubel, und selbst ein Peitschenknall, wenn er von ihm kam, ein lustiger Gruß, der im Herzen widerhallte. Ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen hatte immer ihn gegelt und sie hatte jedesmal erwartet, das Sinnen werde sich im Traume weiter-spinnen; aber je ewiger sie die Gedanken an ihn wachend verspann, desto weiter flogen nachts die Träume von ihm weg. Dafür war das Erwachen und das Wiedersehen am Morgen wie Verhängnis und Finkenschlag. Der verstoßene Gruß und der verschleierte Blick auf der Treppe, in der noch dunkle Dämmerung, hinter dem Haus beim Hünerfall. Wie er sie manchmal anpöbelte mit seinen schweren Pranken, die an ihren Armen kleine blaue und gelbe Flecke zurückließen! Wie sie sich entgegenstürzten, wenn ihnen der Zufall zwei, drei Tage unglücklich gewesen war, wie dann ihre Lippen zusammenwuchsen! War-

um hatte sie ihre Liebe gerade an den hängen müssen? An einen mußte es ja sein, warum traf sie keinen anständigeren? „Das ganze Unglück war der Alte, der Schmelzmeister-Hans!“ gab sie sich zur Antwort. „Der hat dem Feggel gesagt, daß man eine Armenhauseinrichtung lassen und ihr stattdessen die Ehre ab-schneiden dürfe. Aus sich hätte es der Felix nicht gelernt, damals wenigstens noch nicht, aber in der Schule des Alten mußte er sich auswaschen, wie er jetzt ist.“ So suchte sie ihn zu beschönigen, vielleicht mit dem unbewußten Hintergedanken, ihren eigenen Jugendleidenschaften aufzuweichen.

Der Kuhhandel kam ihr in den Sinn, die ersten Gefühle, die sie machten das stundenlange Festhalten, jedes darauf bedacht, das andere zu belächeln, um ein paar lumpiger Franken willen. Mit einem Fuß immer noch in ihrem Jugendtraum stehend, mußte sie fest lachen und wurde dann gleich wieder traurig. Sie hatte nicht den Gedanken, aber das Gefühl, es schalte manchmal eine große Unvernunft in unserem Leben, die jeden andern Weg, nur nicht den rechten führe.

Was hatte sie heute gehindert, Felix wie einem Bekannten entgegenzutreten? Hatte sie denn wirklich den alten Haß noch nicht überwunden, wenn die alte Liebe noch so fest am wetterleuchtete? Wäre der Haß noch lebendig in ihr, würde er sie wochen- und monatelang in Ruhe lassen? Warum hatte sie Felix nicht endlich angedeutet: „Seht, ich habe freilich eine Kuh zu verkaufen, eine gute, aber sie hat einen Fehler, ich weiß nicht, ob sie Euch recht wäre.“ Dann hätte er sie nach Gütchen kaufen oder es lassen können, und sie hätte auf alle Fälle ihr Gewissen gerettet. „Aber jetzt?“ fragte sie sich. „Merkt er, worum ich die Kuh verkauft habe, so wird er einen neuen Haß und neue Verachtung auf mich werfen: sie ist eben eine glatte Person, gottlob, daß ich damals nicht an ihr hängen blieb! So wird er den Spieß gegen mich wenden!“

Dieser Gedanke bohrte sich in sie hinein. Der Traum war nun wieder weit hinter ihr. Bis jetzt hatte sie sich Feggel gegenüber nichts vorzuwerfen gehabt, mit gutem Gewissen hatte sie ihn als den Schuldigen betrachtet können. Ihr ganzes Vergehen war Vertrauen und Torheit gewesen, dieses Bewußtsein war ihr stets eine gute Stütze gewesen. Jetzt hatte sie sich ins Unrecht gesetzt, ihm eine Gelegenheit verschafft, sein Gewissen zu entlasten, während sie sich etwas aufgeladen hatte. O, er wird sich keinen Spruch schon machen: „Wir sind quitt, Valbina“, wird er lachen, „eins von eins geht auf!“ Daß auf der einen Seite eine große Eins steht und auf der andern eine kleine, wird ihm die Stirne nicht um ein Haar tiefer hinunterdrücken. Er wird der Braune, wenn

er auf den Sprung kommt, einen Fußtritt geben und zwischen den Zähnen hervorstoßen, wie nur er es kann: „Kein Bunder! Ich hab' dich ja vom dem „Veder“ in Guckelfingen erhandelt!“

Die Angst kam über die Frau, den mühsam erworbenen Kuh wieder zu verlieren, nicht sowohl vor anderen, als vor sich. Sie mußte Feggel die Waffe, die sie ihm gegeben, wieder aus der Hand mindern, wenn sie ihre Ruhe wieder erlangen wollte. Machte sie ihr Unrecht nicht gut, so würde es ihr Beständig in den Ohren klingen und ihr zurufen: „Nun hast du dem doch recht gegeben, der dich einst in den Schmutz getreten hat!“ Diesen Vorwurf würde sie so lang hören, als noch ein Rest der alten Schmach in ihr wühlte, immer, bis zum letzten Atemzug. Wie zur Bestätigung stieg ihr die alte Bitterkeit wieder in die Kehle hinauf, und sie verachtete sich halb dem falschen Jugendtraum wieder einmal nachgegeben zu haben. „Er soll mir nie wieder begegnen! Man soll auf seiner Schmach keinen Traum machen!“

Den ganzen Abend wälzte sie diese Gedanken in sich herum. Nachts, als die Kinder schlafen gegangen waren, setzte sie sich an den Tisch und schrieb diesen Brief:

An Herrn Felix Knoch im Reutehof!

Ihr habt heute von mir eine Kuh gekauft, Braune genannt. Was ich Euch von ihr sagte, ist die Wahrheit. Es ist eine gute Kuh, Milch, Alter, Trächtigkeit, alles wie gesagt. Nur hat sie einen Fehler, es ist aber kein Mängel, nämlich sie hat noch nie ein laubbares Kalb geworfen, ob allein dem Schuld oder wir auch, weiß ich nicht. Ich sage Euch das ohne Not, Ihr wißt es so gut wie ich, im Viehhandel hat jeder für sich zu schauen, und es braucht keiner seine Kuh selber schlecht zu machen. Weil ich Euch aber kenne und nicht will, daß Ihr mir etwas anderes als Gutes vorhalten könnt, und wäre es noch so wenig, so schreibe ich Euch das und erkläre mich bereit, die Kuh zurückzunehmen. Dies bis heute in acht Tagen, das ist am 25. Mai.

Witwe Valbina Ginther.

Zwei Tage später fand die Braune wieder an ihrer alten Heurau im Stall der Witwe Ginther im Guckelfingen. Statt des neuen Stricks, auf dem Feggels Hand gefallen war, hatte sie einen alten, morschen zurückgebracht. Valbina sah diesen Strick lang an und es kam ihr bei allmählich ein Woffeln, eine große Erleichterung über sie, wie schon lange nicht mehr. Sie mußte selber nicht genau wissen, wie sie sich nur, daß sie mit Schmelzmeister-Hans Feggel endgültig abgerechnet hatte, und daß der Abschied für sie ein guter war. Daß sie dabei ihren neuen Strick gegen einen alten umgetauscht hatte, schien ihr durchaus nicht unrichtig.

Aus der Landwirtschaft

Die Bauern jangen allmählich an, verdrießlich zu werden,

weil es draußen nicht anders, weil es nicht warm werden will. Gewiß, warm ist vielleicht etwas zuviel gesagt, aber wenn es auf Mai geht, dann hat man doch so das Gefühl, als wenn nun die ewigen Nachfröste aufhören könnten. Aber leider sinkt das Thermometer noch fast jede Nacht unter den Nullpunkt, und dann wissen wir, daß die wärmsten Strahlen der Mittagssonne die Vegetation nicht verführen können, weiter zu wachsen, sie weiß besser, was gut ist. Ein scharfer Wind legt die Felder, trocken ist es zwar, und die Saatzeit kann deswegen weiter gehen. Aber wann der Keim der Samen sich wird regen können, wann die nassen Regen überhaupt mit der Saat beginnen können, das steht in den Sternen geschrieben.

Der schon vor 14 Tagen hier und dort in den hohen, trockenen Regen gefäße Hafer liegt sehr lange, und wenn nun nicht bald auch über Nacht etwas mehr Wärme kommt, dann weiß man noch garnicht, was aus ihm wird.

Die

Winterfaaten

Kommen nur sehr langsam vorwärts. Das allgemeine Bild kann man nicht gerade schlecht nennen, wenn auch viele Felder vorläufig noch ein sehr frauses Gesicht zeigen. Aber der glänzende Übergang vom Winter zum Frühjahr hat vieles Unangenehme verhütet, und dann haben einige Regenschauer den Roggen bereits schön ergrünen lassen, die übrige Winterfrucht wenigstens soweit gefördert, daß auch sie das erste Grün wieder zeigen kann. Vieles ist recht früh der Stiefel, das die Winterfrucht gekommen, und da die Bauern bislang keine Wirkung gesehen haben, äußern sie schon Bedenken, ob die Düngung überhaupt angeht. Aber, nur gemacht, wenn es so kalt war, kann man in 8-14 Tagen sicher nicht eine augenfällige Stiefelwirkung wahrnehmen. Der Boden wird den Stiefel schon so lange festhalten, bis, wie wir doch hoffen wollen, endlich mal anderes Wetter kommt.

Viele Felder sind recht dicht, und da wäre vielleicht ein leichter Eggenstrich angebracht.

Mit den Weiden steht es noch sehr traurig aus.

Das ist das Schlimmste in diesem Frühjahr in unseren viehreichen Gegenden. Das Futter ist zu Ende, und nun muß mancher vor Angst austreiben, obwohl auch nicht das Allgeringste auf den Weiden zu finden ist. An Aulauß von

Futter ist nicht zu denken, viele haben nicht mal mehr etwas für die Milchkuhe, die auf diese Weise schließlich ganz von der Milch kommen. So muß das Jungvieh wohl oder übel hinaus, und muß zunächst von der Hoffnung auf bessere Tage leben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch Vieh umkommt. Solange es trocken bleibt, mag es gehen, aber es kann auch anders werden, und dann werden die Verluste möglicherweise kommen können.

Die Preise für Raufutter sind hoch, obwohl noch verhältnismäßig viel gerade an Stroh da ist in den großen Getreidekulturen. Aber wenn man sich nach der Ursache erkundigt, weswegen diese Landwirte kein Stroh mehr abgeben wollen, dann heißt es immer, man kann nicht wissen, wie der Hafer läuft, wer weiß, wieviel ich selber noch für mein Vieh nötig habe, wenn die Jahreszeit so weiter geht, wer weiß, wann ich austreiben kann. Besonders hoch sind die Preise für gutes Heu. Wer davon abgeben kann, der ist als ein wirklich Glücklicher zu bezeichnen. Aber die Zahl derer, die Heu abzugeben haben, kann man sicher auch an den 5 Fingern abzählen. So bleibt denn keine andere Hoffnung als der Eintritt baldiger Wärme, daß die Weiden etwas ergrünen. Aber nach sehr strengen Wintern haben wir in den letzten Jahren die Erfahrung gemacht, daß die Grasnarbe lückenhaft geworden ist, weil eine Reihe von Gräsern bestimmte Frostgrade nicht übersteht, zumal, wenn es sich um Raufrost handelt. Wir werden unter Umständen in diesem Sommer von einer erhöhten Stiefelgabe Gebrauch machen müssen, um die Viehbestände durchzuhalten. Namentlich sollte man auch immer wieder daran denken, daß man mit Stiefel die Heumengen außerordentlich erhöhen kann, was einer späteren Ertragsnis an Raufutter gleichkommt. Freilich darf auf Weiden die Stiefelabgabe nur im Rahmen der Vollendung mit Humuszufuhr durchgeführt werden, will man nachhaltig Erfolg haben.

Die Befestigung der Sommerfaaten muß nun so bald wie möglich erfolgen.

Namentlich betreffen Erbsen und Bohnen die späte Aussaat sehr schlecht. Alle Arten von Ungeziefer, die für diese Hülsenfrüchte in Frage kommen, pflegen über alle späten Saaten viel schlimmer herzufallen, als über die frühen. Wer Erbsen will essen, darf den März nicht verpassen, sagt das Sprichwort, wenn auch in diesem Jahre die Saat im März wohl kaum möglich war. Auch Lausbefall ist bei Bohnen, die spät gesät wurden, und bei e. folgendem ungünstigem Sommer bedeutend schlimmer. Für den Hafer kommt hier und da bei später Saet die Frühlings in Betracht, und wo diese heimisch ist, da soll die

Wassersaat vor Mitte April erfolgt sein. Wenn die Unkräuter sich bestärken sollten, daß wir einen sehr heißen und trockenen Sommer bekommen sollen, dann haben wir bei der diesjährigen so späten Saetzeit wenig Aussicht, daß es einer reichen Ernte entgegen gehen sollte. Man sagt ja sonst, daß nach strengen Wintern gute Erntejahre zu kommen pflegen. Aber wer kann so etwas voraussagen?

Der Garten ist dieses Jahr ungemein rückständig.

Man sieht unendlich viele Gärten, in denen noch kein Spatenstich getan ist. Wenn sie zu spät waren, mag es entschuldigt werden, sonst aber ist es ein Fehler, das Land muß früh genug herum, damit es sich bis zur Saat gesetzt hat. Manche wählen dann einen Tag vor dem Pflanzen den Boden tief um, graben womöglich rauhen Mist mit unter, und wundern sich dann, wenn die Erbsen nicht kommen, wenn von den Wurzeln nichts erscheint. Alle diese Pflanzen wollen dichten Boden haben, man darf keinen frischen Dünger untergraben. Erbsen, Wurzeln, Zwiebeln, Schalotten, Petersilie, sowie alle Küchenkräuter kommen nie an eine Stelle, die sehr Mist bekommen hat, sie kommen dahin, wo man schon im Vorjahre Mist gegeben hatte. Hat man diese Stellen dann in diesem Frühjahr rechtzeitig gegraben, damit der Boden dicht und fest wurde, hatte man etwas Thomasmehl und Kalk daraufgestreut, nicht etwa mit untergegraben, dann wird man bei zeitiger Saat ungezeiferter Gemüse haben. Zu Kartoffeln, Bohnen, Gurken usw. braucht man diese Regeln weniger zu beachten, weil sie weniger von Schädlingen befallen werden.

An Blumen und Grün zeigt der Garten erst herzlich wenig. Die allerersten Frühblüher, außer den Schneeglöckchen, sagen sogar noch nichts. Sonst blühen doch schon die Narzissen, und heute zeigt sich erst hier und da an ganz sonnigen Stellen der Krokus, die Seilla, die Perlblume. Die Bäume und Sträucher sind weit zurück. Selbst die Heden wollen sich noch nicht mit Grün säumen, und die ersten Frühblüher unter den Obstbäumen schweigen vorläufig. Zwar sah man gestern die ersten Schwalben, und nun hat der Mensch von neuem Hoffnung, daß es anders werden könne. Aber der erste Schwalbe folgte ein Nachschuß: minus 3 Grad! Es ist wahrscheinlich, daß in diesem Jahre die Frühblüher alle nicht vor Mai zur Entfaltung kommen, was man sonst sehr selten erlebt. In meinem Kalender steht allerdings einmal, es war 1924, daß die Stachelbeeren erst am 29. April die ersten Blüten gezeigt haben. Das muß also ein ähnlich spätes Jahr gewesen sein. Sonst blühten aber um diese Zeit schon die Aprikos-

sen, Pfirsiche, die Prunus spinosa, oder frühe Pflaume und andere mehr. Heute ist noch alles tot. Nun, wir haben es schon oft erlebt, daß eine späte Blüte der Obstbäume in der Regel besser ist, als eine zu frühe, die leicht in die Gefahr der Nachfröste geraten kann.

Wir haben noch Mitte April, sicher sind wir 14 Tage bis drei Wochen in der Natur zurück, aber ein schöner Mai kann alles schnell wieder nachholen. Wir haben zunächst nur den Wunsch, daß das, was die Sonnenstrahlen am Tage gut tun, durch die Nachfröste nicht wieder vernichtet wird. Dann wird auch alles weiterkommen.

Die Schweinezucht auf der Münchener Wanderausstellung

Kaum je eine Zeit war so darauf bedacht, die Wünsche des Marktes und der Abnehmer an die Beschaffenheit des Schweinefleisches zu ergründen und zu erfüllen, wie die Jetztzeit. Wissenschaft und Praxis sind aufs innigste gemischt, das Mögliche zu tun, und zwar nicht nur in Mätern, sondern auch in Zuchtterfieren. Auch der Sonderausbau der Zucht für Schlachtbeobachtungen sucht auf beiden, in ihren Forderungen naturgemäß verschiedenen Gebieten der angemessenen Ausgleich herbeizuführen.

Hier wird die Abteilung Schweine auf der Münchener Wanderausstellung (4.-9. Juni) hervorragende Dienste leisten. Die Besichtigung mit annähernd 600 Tieren ist außerordentlich gut zu nennen. Im Vordergrund steht auch diesmal das Deutsche veredelte Landfleisch, bei dem man mit viel Geschick befreit ist, die beste Gebrauchsform für das Wurst- und Fleischschwein herauszubringen. Ihm folgt in der Zahl der Besichtigung das Deutsche weiche Edelschwein, das in Zucht- und Gebrauchsform seinen Platz behauptet. Neben den Bestkürzen und den Deutschen Landfleischweinen finden sich diesmal in größerer Zahl Cornwalls, aber auch Schwalbenschwänze, die alle an ihrem Teil dazu beitragen, den Marktfordernungen gerecht zu werden. Die meisten Tiere kommen aus Hannover, daneben ist Bayern sehr stark beteiligt; ebenso wissen Westfalen, Pommern, Oldenburg, Provinz Sachsen, wie auch Württemberg ihren alten Ruf in der Schweinezucht zu wahren. Schlesien, Brandenburg, Schleswig-Holstein, Thüringen, selbst Ostpreußen sind trotz der weiten Entfernung gut vertreten, um auf dem süd-deutschen Absatzmarkt ihre Zuchtzeugnisse zu zeigen. Den Beschluß machen Baden und Hessen.

Künstlerische und volksbildnerische Bedeutung der Sarrafani-Schau.

Von M. v. Freitag-Loringhoven.

Es ist eine erwiesene Tatsache durch die Jahrhunderte der Weltgeschichte, daß jede künstlerische und als solche volksbildnerische Wirkung engstimmig auf den Grundlagen der Schönheit beruhen muß. Was aber ist Schönheit? fragt sich der moderne Mensch, weil ihm jede Norm für Schönheit abhanden gekommen ist. Mit Entrüstung hat das Ende des vorigen Jahrhunderts alle fühligen Schönheitsideale von sich gewiesen und sich mit einer Art künstlerischer Verzweiflung in das Häßliche gestürzt. Der Expressionismus hat dann diese Häßlichkeitsideale ins Esthetische gesteigert. Und da die Künstler die Pflicht: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben“ zu erfüllen haben, so wurde neuerdings der Schönheitsbegriff berart verworren und unkenntlich, daß man ratlos vor seinem Wiederaufbau steht, den man doch nicht gern den alten, überlebten Ideen wieder zuführen möchte.

Man vergißt dabei, daß es ganz einfache, natürliche Schönheitsnormen gibt, und daß das, was man für Ideale hielt, niemals Ideale, sondern nur Geschmacksbegriffe waren, die deshalb keine Dauer hatten, kein Allgemeinverständnis er-

Farbenabstimmungen, den Mensch für das Auge mit, sie machen die Arena zur Bühne, von der aus Handlungen, lebendiges Leben im Gleichgewicht der Schönheit in der Schönheit des Gleichgewichts ausgehen. Und dieser Grund des Künstlers ist es, der die Nachhaltigkeit des Zaubers ausübt. Die ältesten und die jüngsten Menschen sprechen nach langer Zeit noch den Namen Sarrafani wie im Traum aus, wie in einem glücklichen Erinnern an einen Schönheitsbann, der das häßliche Leben verklärte.

Der einfache und der arme Mensch, die Bauersfrau vom Dorfe, die dort oben unter der dichtgedrängten Menge



für ein paar Groschen saßen, und die Glücklichen, die sich für ein paar Mark vom Staube der Manege bewahren ließen, sie alle nehmen das heim, was man heute überall erstrebt, was Tausende von Beamten und Parlamentariern zu erzielen versuchen — und was ein Mann erreicht hat — „Volksbildung“.

Die fremden Nationen innerhalb des Reichs ihrer Lebensart, immer eingeschlossen in dem eigenen Gebiete, die jungen Mädchen, bei allem Einzelreichtum durch das Zusammengehen rhythmischer Linien und Bewegungen, die Beleuchtungseffekte, immer da angewandt, wo sie die Magie des Eindruckes erhöhen, immer in wechselnd harmonischem Licht, niemals in häßlicher Unruhe — man denke nur an den wunderbaren Indianertanz, an den Aufzug der Araber, — die jungen, strahlend ausgetriebenen Körper der Springer, der Gaukler, der Athleten, der Luftturner, das alles trat durch das Faszinierende der raschen Folge, durch das immer Neue, immer Schöne so sehr vor die taumelnden Sinne, daß erst später beim Nachdenken, einem Nachdenken im wahren Sinne des Wortes, das Märchenhafte zum bildenden Erlebnis wurde, zu einem Erlebnis von solcher Vielfältigkeit, daß es sich kaum mit irgendeinem anderen Erlebnis vergleichen läßt. — Es ist die Schönheit natürlicher Rhythmi, die bejagt.

Diese fast unbewußte Rhythmi tritt bei den Tieren am bewundernswürdigsten in der Erscheinung. Sarrafanis Tiere vor dem Publikum — das ist eine Welt der Schönheit und der Kunst für sich. Alles, was diese Mustergefahren ihrer Art und Gattung ausführen, geschieht mit solcher Selbstverständlichkeit und von der größeren Mehrzahl mit einer so auffälligen Liebe zur Sache, daß man nicht weiß, wer in diesem Falle die höhere Kunstleistung vollführt, der, der sie mit unendlicher Güte und Geduld einstudiert, oder die Tiere, die seinen künstlerischen Intentionen vernehmend nachkommen. Die materielle Seite ist der Effekt, wenn die braunen Wären zwischen den weißen als Gegensatz und Abtönung stehen. Wie wunderbar ist die Bewegung der Tiere, die sich im Spiel ergeben und doch zu den einzelnen Leistungen gehörig zur Stelle sind. Wie wunderbar und ruhig führen sogar die Kamelle ihre Aufgaben aus; sie machen bei der Schönheit ihrer Bewegung, durch den Ausdruck ihrer Augen und die stolze Überlegenheit ihres Gesichtes die überlebte Sage vor der stürzenden Dummheit des Kamels zunichte. Die Nebenbedeutung „Kamel“ bleibt schließlich nur noch auf den menschlichen Kamelen sitzen. Auch hier fügt sich die Vorführung — selbst des Wildperdes — den ethnographischen Erfordernissen ein, wie zu Anfang des Programms die russischen Reiterkünstler den russischen Wären folgen. Das bildliche und zugleich volksbildende Zusammengehen einzelner Reiterpaare zu einem Ganzen hat seinen Hauptpunkt in den Bildern aus Wild-West. Die materielle blendende Wirkung der Indianer, die eigenartige Harmonie ihrer kupferbronzenen Kaulfarbe mit der farbenfrohen Kleidung, der Höhepunkt, auf dem das Kunstgewerbe in diesen Gewändern steht, die Comboys und die Cowboys in ihren Sportkleidungen, das alles ist nicht nur — einbegriffen die flugen spanischen Stiere — um seiner selbst

willen eine Reihe von Darbietungen, es ist die Gesamterscheinung von Land und Leuten und von Tieren, was da in einer unergreiflichen Reichhaltigkeit zusammenwirkt. Die Leistungen der Pferde in der freien Ungehemmtheit ihrer Bewegungen geben dem Pferdetrainer — und welcher Tierfreund ist nicht in hohem Maße Pferdetrainer? — die Wonne, das Pferd scheinbar ungezügelt und doch in höchster Beherrschung des Reiters zu sehen. Zur Kunst gehört, auf welchem Felde sie immer aufsteigen mag, auch höchste Ordnung. Wie groß muß die künstlerische Ordnung da sein, wo lose Pferde gewissermaßen durch den Zuschauerraum gesprengt kommen in gewaltig wirbelnder Masse. Wie künstlerisch genial ist die nachlässige, bei jedem unregelmäßig anmutende Kleidung aller dieser Menschenmassen. Sieht man da in diesem Bilde die in Wildheit erhaltenen Pferde, die ihren Prärienursprung kaum zu verbergen brauchen, so begegnet uns bei der sorgsam fein empfundenen Dressur sämtlicher Schulpferde, des gerittenen wie der in Massenwirkung vorgeführten, die höchste Kultur der Pferdeucht und Behandlung. Schon die Augen dieser vielen prächtigen klugen Gänse sprechen Bände von der Bedeutung dieser edlen Tiere. Die Art der Dressur zeigt in ungezügelter stolzer Leichtigkeit das Pferd in allen Linien, Rhythmen und Bewegungen, deren dieses herrliche Tier ohne Vergewaltigung seines eigenen Wesens fähig ist. Auch hier wiederum die kunstvolle Abtönung der acht Rappen, acht Schimmel und acht Füchse. Im Wirrwarr des Durcheinander



wie in der urplötzlich eintretenden Ordnung erlebt man hochgenüßte rhythmischer Harmonie.

Bildlich und in der Leistung bleibt aber doch leuchtender Höhepunkt aller Einbrüche die Vorführung der riesigen Elefanten. — Was dieses Tier bedeutet, das mit seiner Kraft alles zermalmen könnte und das sich in rührender Selbstbezugung liebevoll und gütig führenden Menschen fügt, das ist so vielfach, daß es in psychischer Hinsicht dem stärksten Menschen symbolisch vorbildlich sein kann. Die Art der Verwendung dieser Giganten zu edlen, mächtigen Massenwirkungen wie grobkörnigen Formationen zeugt von einer bildnerischen Begabung in größtem Umfange. Hier gelangt der Begriff von höchster Kunst zu überweltlicher Ausführung. Die feine graue Tönung der Rieselreiter, die gemeinsamen Kolossalgruppen, die sich aufbauen, bannen die Zuschauer so intensiv, weil sie hier etwas absondern von elementarer, künstlerischer Ausnützung elementarer Gewalten. Urform gigantischer Natur gliedert sich künstlerisch einfach. Ob die ganze Arena in solchen großen, grauen Wellenlinien von den liegenden Elefantenmassen erfüllt ist, oder ob die große Schar einhergeht, ob sie alle ihre immensen Rücken stehend dem Publikum zuwenden oder ihrem Führer folgsam entgegenschreiten, jede ihrer Leistungen, man kann wohl sagen „Taten“, stehen im Einklang mit der Macht der Erscheinung dieser wunderbaren Geschöpfe, deren große seelische Verständnissfähigkeiten ein großer Mensch zu werden und sich in Liebe dienlich zu machen fähig war.

Nur andeutungsweise und in Halbheit läßt sich schildern, was man sehen muß, um zu begreifen, welche neuen ethischen Momente von unschätzbarem Wert von dieser Schau ausgehen. Sie bringt hochkünstlerischen Genuß, sie bringt weitgehende instruktive Lehren, sie bringt das Schöne und Beste, was ein Mensch, was ein Unternehmen, was eine imponente Zusammenarbeit glänzend organisierter Mengen von Menschen und Tieren bringen kann — sie bringt Freude — das ungetriebene Glück im Wunderwort des „Schauens“, dessen göttliche Gabe ein Südländchen des Erdbewohners reichet.

Sarrafani: Geillste Jeverländische Sommergerste

Geillste (4750) Goldgerste 2. u. 3.

Wilh. Minssen

Besonders günstiger Gelegenheitskauf!

Leichter Malthe-Wagen

vielfältige Simulane, innen noch sehr gut erhalten, sofort sehr günstig zu verkaufen. Als Mietwagen gut geeignet.

Fr. Kleinfelder 1. u. 2. u. 3. u. 4. u. 5. u. 6. u. 7. u. 8. u. 9. u. 10. u. 11. u. 12. u. 13. u. 14. u. 15. u. 16. u. 17. u. 18. u. 19. u. 20. u. 21. u. 22. u. 23. u. 24. u. 25. u. 26. u. 27. u. 28. u. 29. u. 30. u. 31. u. 32. u. 33. u. 34. u. 35. u. 36. u. 37. u. 38. u. 39. u. 40. u. 41. u. 42. u. 43. u. 44. u. 45. u. 46. u. 47. u. 48. u. 49. u. 50. u. 51. u. 52. u. 53. u. 54. u. 55. u. 56. u. 57. u. 58. u. 59. u. 60. u. 61. u. 62. u. 63. u. 64. u. 65. u. 66. u. 67. u. 68. u. 69. u. 70. u. 71. u. 72. u. 73. u. 74. u. 75. u. 76. u. 77. u. 78. u. 79. u. 80. u. 81. u. 82. u. 83. u. 84. u. 85. u. 86. u. 87. u. 88. u. 89. u. 90. u. 91. u. 92. u. 93. u. 94. u. 95. u. 96. u. 97. u. 98. u. 99. u. 100. u. 101. u. 102. u. 103. u. 104. u. 105. u. 106. u. 107. u. 108. u. 109. u. 110. u. 111. u. 112. u. 113. u. 114. u. 115. u. 116. u. 117. u. 118. u. 119. u. 120. u. 121. u. 122. u. 123. u. 124. u. 125. u. 126. u. 127. u. 128. u. 129. u. 130. u. 131. u. 132. u. 133. u. 134. u. 135. u. 136. u. 137. u. 138. u. 139. u. 140. u. 141. u. 142. u. 143. u. 144. u. 145. u. 146. u. 147. u. 148. u. 149. u. 150. u. 151. u. 152. u. 153. u. 154. u. 155. u. 156. u. 157. u. 158. u. 159. u. 160. u. 161. u. 162. u. 163. u. 164. u. 165. u. 166. u. 167. u. 168. u. 169. u. 170. u. 171. u. 172. u. 173. u. 174. u. 175. u. 176. u. 177. u. 178. u. 179. u. 180. u. 181. u. 182. u. 183. u. 184. u. 185. u. 186. u. 187. u. 188. u. 189. u. 190. u. 191. u. 192. u. 193. u. 194. u. 195. u. 196. u. 197. u. 198. u. 199. u. 200. u. 201. u. 202. u. 203. u. 204. u. 205. u. 206. u. 207. u. 208. u. 209. u. 210. u. 211. u. 212. u. 213. u. 214. u. 215. u. 216. u. 217. u. 218. u. 219. u. 220. u. 221. u. 222. u. 223. u. 224. u. 225. u. 226. u. 227. u. 228. u. 229. u. 230. u. 231. u. 232. u. 233. u. 234. u. 235. u. 236. u. 237. u. 238. u. 239. u. 240. u. 241. u. 242. u. 243. u. 244. u. 245. u. 246. u. 247. u. 248. u. 249. u. 250. u. 251. u. 252. u. 253. u. 254. u. 255. u. 256. u. 257. u. 258. u. 259. u. 260. u. 261. u. 262. u. 263. u. 264. u. 265. u. 266. u. 267. u. 268. u. 269. u. 270. u. 271. u. 272. u. 273. u. 274. u. 275. u. 276. u. 277. u. 278. u. 279. u. 280. u. 281. u. 282. u. 283. u. 284. u. 285. u. 286. u. 287. u. 288. u. 289. u. 290. u. 291. u. 292. u. 293. u. 294. u. 295. u. 296. u. 297. u. 298. u. 299. u. 300. u. 301. u. 302. u. 303. u. 304. u. 305. u. 306. u. 307. u. 308. u. 309. u. 310. u. 311. u. 312. u. 313. u. 314. u. 315. u. 316. u. 317. u. 318. u. 319. u. 320. u. 321. u. 322. u. 323. u. 324. u. 325. u. 326. u. 327. u. 328. u. 329. u. 330. u. 331. u. 332. u. 333. u. 334. u. 335. u. 336. u. 337. u. 338. u. 339. u. 340. u. 341. u. 342. u. 343. u. 344. u. 345. u. 346. u. 347. u. 348. u. 349. u. 350. u. 351. u. 352. u. 353. u. 354. u. 355. u. 356. u. 357. u. 358. u. 359. u. 360. u. 361. u. 362. u. 363. u. 364. u. 365. u. 366. u. 367. u. 368. u. 369. u. 370. u. 371. u. 372. u. 373. u. 374. u. 375. u. 376. u. 377. u. 378. u. 379. u. 380. u. 381. u. 382. u. 383. u. 384. u. 385. u. 386. u. 387. u. 388. u. 389. u. 390. u. 391. u. 392. u. 393. u. 394. u. 395. u. 396. u. 397. u. 398. u. 399. u. 400. u. 401. u. 402. u. 403. u. 404. u. 405. u. 406. u. 407. u. 408. u. 409. u. 410. u. 411. u. 412. u. 413. u. 414. u. 415. u. 416. u. 417. u. 418. u. 419. u. 420. u. 421. u. 422. u. 423. u. 424. u. 425. u. 426. u. 427. u. 428. u. 429. u. 430. u. 431. u. 432. u. 433. u. 434. u. 435. u. 436. u. 437. u. 438. u. 439. u. 440. u. 441. u. 442. u. 443. u. 444. u. 445. u. 446. u. 447. u. 448. u. 449. u. 450. u. 451. u. 452. u. 453. u. 454. u. 455. u. 456. u. 457. u. 458. u. 459. u. 460. u. 461. u. 462. u. 463. u. 464. u. 465. u. 466. u. 467. u. 468. u. 469. u. 470. u. 471. u. 472. u. 473. u. 474. u. 475. u. 476. u. 477. u. 478. u. 479. u. 480. u. 481. u. 482. u. 483. u. 484. u. 485. u. 486. u. 487. u. 488. u. 489. u. 490. u. 491. u. 492. u. 493. u. 494. u. 495. u. 496. u. 497. u. 498. u. 499. u. 500. u. 501. u. 502. u. 503. u. 504. u. 505. u. 506. u. 507. u. 508. u. 509. u. 510. u. 511. u. 512. u. 513. u. 514. u. 515. u. 516. u. 517. u. 518. u. 519. u. 520. u. 521. u. 522. u. 523. u. 524. u. 525. u. 526. u. 527. u. 528. u. 529. u. 530. u. 531. u. 532. u. 533. u. 534. u. 535. u. 536. u. 537. u. 538. u. 539. u. 540. u. 541. u. 542. u. 543. u. 544. u. 545. u. 546. u. 547. u. 548. u. 549. u. 550. u. 551. u. 552. u. 553. u. 554. u. 555. u. 556. u. 557. u. 558. u. 559. u. 560. u. 561. u. 562. u. 563. u. 564. u. 565. u. 566. u. 567. u. 568. u. 569. u. 570. u. 571. u. 572. u. 573. u. 574. u. 575. u. 576. u. 577. u. 578. u. 579. u. 580. u. 581. u. 582. u. 583. u. 584. u. 585. u. 586. u. 587. u. 588. u. 589. u. 590. u. 591. u. 592. u. 593. u. 594. u. 595. u. 596. u. 597. u. 598. u. 599. u. 600. u. 601. u. 602. u. 603. u. 604. u. 605. u. 606. u. 607. u. 608. u. 609. u. 610. u. 611. u. 612. u. 613. u. 614. u. 615. u. 616. u. 617. u. 618. u. 619. u. 620. u. 621. u. 622. u. 623. u. 624. u. 625. u. 626. u. 627. u. 628. u. 629. u. 630. u. 631. u. 632. u. 633. u. 634. u. 635. u. 636. u. 637. u. 638. u. 639. u. 640. u. 641. u. 642. u. 643. u. 644. u. 645. u. 646. u. 647. u. 648. u. 649. u. 650. u. 651. u. 652. u. 653. u. 654. u. 655. u. 656. u. 657. u. 658. u. 659. u. 660. u. 661. u. 662. u. 663. u. 664. u. 665. u. 666. u. 667. u. 668. u. 669. u. 670. u. 671. u. 672. u. 673. u. 674. u. 675. u. 676. u. 677. u. 678. u. 679. u. 680. u. 681. u. 682. u. 683. u. 684. u. 685. u. 686. u. 687. u. 688. u. 689. u. 690. u. 691. u. 692. u. 693. u. 694. u. 695. u. 696. u. 697. u. 698. u. 699. u. 700. u. 701. u. 702. u. 703. u. 704. u. 705. u. 706. u. 707. u. 708. u. 709. u. 710. u. 711. u. 712. u. 713. u. 714. u. 715. u. 716. u. 717. u. 718. u. 719. u. 720. u. 721. u. 722. u. 723. u. 724. u. 725. u. 726. u. 727. u. 728. u. 729. u. 730. u. 731. u. 732. u. 733. u. 734. u. 735. u. 736. u. 737. u. 738. u. 739. u. 740. u. 741. u. 742. u. 743. u. 744. u. 745. u. 746. u. 747. u. 748. u. 749. u. 750. u. 751. u. 752. u. 753. u. 754. u. 755. u. 756. u. 757. u. 758. u. 759. u. 760. u. 761. u. 762. u. 763. u. 764. u. 765. u. 766. u. 767. u. 768. u. 769. u. 770. u. 771. u. 772. u. 773. u. 774. u. 775. u. 776. u. 777. u. 778. u. 779. u. 780. u. 781. u. 782. u. 783. u. 784. u. 785. u. 786. u. 787. u. 788. u. 789. u. 790. u. 791. u. 792. u. 793. u. 794. u. 795. u. 796. u. 797. u. 798. u. 799. u. 800. u. 801. u. 802. u. 803. u. 804. u. 805. u. 806. u. 807. u. 808. u. 809. u. 810. u. 811. u. 812. u. 813. u. 814. u. 815. u. 816. u. 817. u. 818. u. 819. u. 820. u. 821. u. 822. u. 823. u. 824. u. 825. u. 826. u. 827. u. 828. u. 829. u. 830. u. 831. u. 832. u. 833. u. 834. u. 835. u. 836. u. 837. u. 838. u. 839. u. 840. u. 841. u. 842. u. 843. u. 844. u. 845. u. 846. u. 847. u. 848. u. 849. u. 850. u. 851. u. 852. u. 853. u. 854. u. 855. u. 856. u. 857. u. 858. u. 859. u. 860. u. 861. u. 862. u. 863. u. 864. u. 865. u. 866. u. 867. u. 868. u. 869. u. 870. u. 871. u. 872. u. 873. u. 874. u. 875. u. 876. u. 877. u. 878. u. 879. u. 880. u. 881. u. 882. u. 883. u. 884. u. 885. u. 886. u. 887. u. 888. u. 889. u. 890. u. 891. u. 892. u. 893. u. 894. u. 895. u. 896. u. 897. u. 898. u. 899. u. 900. u. 901. u. 902. u. 903. u. 904. u. 905. u. 906. u. 907. u. 908. u. 909. u. 910. u. 911. u. 912. u. 913. u. 914. u. 915. u. 916. u. 917. u. 918. u. 919. u. 920. u. 921. u. 922. u. 923. u. 924. u. 925. u. 926. u. 927. u. 928. u. 929. u. 930. u. 931. u. 932. u. 933. u. 934. u. 935. u. 936. u. 937. u. 938. u. 939. u. 940. u. 941. u. 942. u. 943. u. 944. u. 945. u. 946. u. 947. u. 948. u. 949.

Die Geißel der Tornados.

Die Tornados, die in Nordamerika von Zeit zu Zeit immer wieder auftreten — am häufigsten in den Spätsommermonaten, weniger oft im Frühjahr —, waren für das Land von jeher eine der furchterlichsten Geißeln. Solch ein Hurrikan schlägt meist meilenweit im Umkreise alle Menschenarbeit und alles Menschenwerk zur Verwüstung, zu grauenhaftem Chaos.

In ziemlich frischer Erinnerung ist noch die schwerste Tornadokatastrophe aus neuerer Zeit: die ungeheure Heimsuchung, die vor wenigen Jahren das paradiesische, blühende Landgebiet traf, dem man nicht zu Unrecht den poetischen Namen Florida gegeben hat. Noch heute, wiewohl schon eine geraume Zeit seit jenen Schreckenstagen vergangen ist, zeichnen sich an manchen Stellen der „amerikanischen Riviera“ die Spuren jener ungewöhnlich schweren Naturkatastrophe deutlich genug ab.

Das ist nur allzu leicht erklärlich. Was man da in dem prächtigen, von mildem, halbtropischem Klima begünstigten Seeländchen Florida in langen Vorkriegsjahren und dann vor allem nach dem Kriege an Bädern und Luststätten geschaffen hatte, Luststätten, die an Komfort alles in der Welt hinter sich ließen, das konnte bei dem gewaltigen Umfange der damaligen Verheerungen in dieser kurzen Zeit noch nicht im alten Glanze wiederhergestellt werden. Es wird noch der Arbeit von zwei bis drei Jahren bedürfen, bis der verwöhnte Geschmack wieder das zurückgeblieben hat, was ihm damals der Tornado im Zeitraume von Stunden in Trümmer schlug.

Immerhin traf das damalige Schicksal keinen Armen. Nach echt amerikanischem spekulativem Sinn hatte sich die reichste Gesellschaft, Dollarfönige und andere Größen, kurz alles, was sich zu den „upper, ton“ rechnen darf, in diesem Gebiet der wahrgewordenen Märchenphantasien, im verschwenderischen Lebensstil schier den Rang abgelaufen, so daß man in Amerika schließlich zwischen Millionären und Florida-Millionären unterschied. Viele von diesen Florida-Millionären haben inzwischen zwar wieder alles im alten Stile hergerichtet lassen, manche andere aber wieder, die trotz ihrer unermesslichen Reichtümer zu „rechnen“ scheinen, haben bisher nur die Hauptkassen ausbeffern lassen, vielleicht auch aus Angst, daß das, was man heute neu geschaffen, übermorgen schon wieder dem Erdboden gleich gemacht sein kann.

Zu Tausenden zählten bei jener Katastrophe die Bodenspekulanten, die über Nacht zu armen Schludern geworden waren. Hier war nicht allein das Paradies der arrivierten Yankees, hier war auch, wie nirgends sonst in der Welt, das wahre untopierbare Paradies der Spekulanten. Hier in Florida, das die Union vor rund 110 Jahren den Spaniern um die Bagatelle von fünf Millionen Dollar abgekauft hatte, hier in diesem Land, das die Parzellen viele Jahrzehnte hindurch beispiellos billig waren und beispiellos leicht an den Mann gebracht werden konnten, hier blühte der Spekulantentum, wie unter Treibhausumtemperaturen.

Als erster Weißer hatte Ponce de Leon den Fuß auf den Boden Floridas gesetzt. Am Palmsonntag dieses Jahres sind es genau 417 Jahre her. Ponce de Leon, der spanische Entdecker, lebte deshalb mit einer unendlichen Sehnsucht für dieses Land, weil ihm Indianer berichtet hatten, daß dort ein Quell fließe, der „ewige Jugend“ verleihe. Weder der Spanier noch die, die nach ihm kamen, haben diesen unschätzbaren Quell finden können, dafür haben jedoch die Vanderbilt, die Goulds und im Verein mit ihnen die Parzellenhändler diesen Quell gefunden. Jeder nach seiner Art.

Die Spekulanten und Landagenten haben es heute freilich erheblich schwerer als vor einigen Jahren noch. Nicht, als ob alles auf das Konto der schweren Verwüstungen ginge, die seinerzeit angerichtet wurden, nicht wenige haben sich an Florida, dem amerikanischen Ueber-Venedig, überföhrt, trotz der unerhörten Pracht, trotz der Unzahl von Erholungs- und Vergnügungsstätten, die auf exklusivem Amerikanismus zugeschnitten sind. Diese Ueberföhrtung mag nicht ganz unwesentlich mitverantwortlich sein für nicht allzu angenehme Erfahrungen bei der Anfahrtsmachung. Gleich nach dem Kriege rief man den Spekulant, im Banne der ungeheuren Reklame-Suggestion, die Parzellen um jeden Phantasiepreis aus der Hand, denn von Woche zu Woche erlebte die Grundstückstage eine Vertierung um das Zwanzigfache, um das Vierzigfache! Und heute sitzen Hunderte auf diesen phantastisch schönen und phantastisch teuren Landstücken fest. Das Ende jedes „boms“.

Immerhin sind auch für das Jahr 1929 verschiedene Millionen zur Verfügung gestellt worden, um einestells die letzten Reste der Naturkatastrophe fortzutun, andererseits aber auch, um der wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung Floridas noch weiteren Boden zu erschließen. Namentlich sollen die Verkehrsmittel auch in den Teilen des Landes bis ins Letzte ausgebaut werden, die bisher noch weniger fürsorglich behandelt waren.

Die Schar der Betrüben, die auf ihren teuren Landstücken buchstäblich feststehen, hat unter diesen Umständen immer noch Aussicht, daß eines schönen Tages doch noch welche auftauchen, die ihnen die jahrelange Sorge wieder abnehmen, namentlich, wenn die amerikanische Reklame eine neue große Suggestion für Florida, das Land der Blumenwunder, der Plantagen und des ewig-blauen Himmels, in Szene zu setzen weiß.

Verbrechen und Volkstrafe.

Kriminalität und Volkstrafe hatten von jeher viele Berührungspunkte. Schon früher hatte man in verschiedenen Ländern die begangenen Straftaten nach Volkstrafen und Abkammerung gegliedert und jedesmal übereinstimmend festgestellt, daß die schwarze Rasse am engsten von allen übrigen Völkern mit der Kriminalität verknüpft ist. Seitdem die letzte große Statistik zu dieser Frage aufgestellt wurde, sind bereits fast zwei volle Jahrzehnte vergangen. Man hätte nun annehmen sollen, daß sich mit den Fortschritten der Kultur auch für die schwarze Rasse ein günstiger Prozentsatz ergeben würde. Nach den umfangreichen statistischen Ermittlungen, die jetzt in Amerika erfolgt sind, ist jedoch trotz dieser langen Zeit noch immer keine sichtbare Wandlung zum Besseren eingetreten. Die Negers sind auch heute noch mit mehr als 60 Prozent an den, in den Vereinigten Staaten verübten Verbrechen beteiligt. An zweiter Stelle kommen die Italiener, Polen und Galizier. Als letzte in der Statistik sind die Dänen, die Deutschen, die Schweden und die Skandinavier aufgeführt. In den weitaus meisten Fällen sind die Straftaten der letztgenannten Gruppe durch hartes Schicksal, durch schwere Entbehrungen usw. veranlaßt worden.

Edna Mussolini

Die junge Tochter des italienischen Diktators, die zurzeit auf einer großen Seereise begriffen ist, wurde in Sardinien der Gegenstand auffallender Ehrungen und Süßigkeiten. Als die Maharani von Trananfur, die Herrscherin eines unabhängigen südindischen Staates von über vier Millionen Einwohnern, von dem Aufenthalt Ednas in Madura erfuhr, hat sie das junge Mädchen, einen Abnehmer in ihre Hauptstadt zu machen und ihr Gast zu sein. In vier nach Madura gesandten Postautomobilen fuhren Edna und verschiedene italienische Damen und Herren 200 Meilen weit in das Innere des Landes. Mitten in der Nacht wurden die Automobile plötzlich durch

eine Menge von Eingeborenen aufgehalten, die im roten Schminke von Fadeln in ihren Nationaltrachten ein fremdartiges Bild boten. Die von der Maharani mitgeführten Dolmetscher klärten den Grund auf: Die Jüder der Umgegend hatten von der Durchfahrt Ednas in Madura gehört und wollten sie ehren. Der Führer der Eingeborenen näherte sich den Damen und legte ihnen als symbolische Gabe Halsketten aus Jasmin mit Goldfäden durchflochten um den Hals. Ein junger Jüder feierte in englischer Sprache Mussolini als den Verwirklichter nationaler Ideale, dessen Werk gerade in Indien bekannt sei und hoch geschätzt würde. Inzwischen hatte jeder Gesandte herbeigeführt. Das Automobil Ednas war gefüllt mit Blumen, Früchten und Käse mit

teuren Vögeln. Bei der Ankunft in der Hauptstadt Trivandrum, die einem großen bewohnten Garten gleich, wurden die Gäste durch den Premierminister empfangen und in einem prächtigen Palast untergebracht. Dreißig vornehme junge Indianer erschienen zur Begrüßung, die alle englisch sprachen und lüchelten. In Trivandrum geniesst das weibliche Geschlecht eine Ausnahmestellung und zahlreiche Männer sind den Frauen zugänglich, vom Thron angefangen, der nur in der weiblichen Linie vererbt wird. Überall wurden Blumenketten dargeboten, während kleine indische Mädchen Tänze aufführten. — Die Maharani mit dem Prinzengehoß erwartete die Gäste in ihrem Palast, eine jugendlich anmutige Frau von ernster Gesichtszüge mit reichen

malerischen Kostüm ihres Landes. In einer langen Unterredung drückte sie immer wieder ihre Bewunderung für Mussolini aus, den Verteidiger der Nationalität. Beim Abschied erhielt Edna Mussolini ein kostbares Gewand aus goldgestickter Seide und Arbeiten aus Elfenbein und Silber. — Nach einem Besuch in der Stadt, die ganz moderne Einrichtungen, Schulen und Hospitäler hat, und einem interessanten Konzert, erschienen vor der Veranda drei mit Gold und Purpur geschmückte Elefanten, um die Tochter des Duce zu einem Spazierritt abzuholen. Auch die Maharani nach Madura, die mit der Eisenbahn gemacht wurde, gleich einem Triumphzug und auf allen Stationen erneuerte die Bevölkerung die Sympathie- und Begehrungen für Mussolini und seine Tochter.

Verbotenes Giftgas!

Berliner Brief.



der Autor des umstrittenen Tendenzstückes „Giftgas über Berlin“.

Vielleicht atmen viele Leser dieser Berichte hörbar auf: Die Berliner Polizei bzw. der Minister des Innern hat Peter Martin Kampels neues Stück „Giftgas über Berlin“ verboten. Das Giftgas wird uns also vorläufig verschonen. Vorläufig! Denn nach Herrn Kampels Meinung — in seinem Stück so um das Jahr 1936 — werden wir doch einmal die unangenehme Wirkung des Giftgases zu spüren bekommen, am eignen Leib, nicht nur von der Bühne aus, nicht nur sein Giftgas, sondern das eines mordenden, furchterlichen Gaskrieges der Zukunft. Das ist das Gespenst, das Kampel mit seinem Stück auf die Bretter stellt: Giftgas, Barrikadenkampf, Diktatur, Chaos. Herr Kampel glaubt die Notwendigkeit erkannt zu haben, einem arbeitenden, friedlich sporttreibenden Volk, das ahnungslos in die Gaschlingen der Zukunft taumelt, die Augen zu öffnen.

Herr Kampel hat immer besondere Missionen. Erst öffnete er uns die Augen über gewisse Zustände in Erziehungshäusern. Hierbei hat er sich ohne Zweifel Verdienste erworben, und wenn sein Hauptverdienst auch nur darin besteht sollte, daß die Öffentlichkeit für die Probleme der Fürsorge-Erziehung mehr interessiert wurde. Herr Kampel stand über Nacht im Brennpunkt der Tagesmeinungen. Ueber ihn und sein Stück wurde allerorts disputiert. Das ist bis heute so geblieben. Alles, was man von ihm in der Folge zu hören bekommen hat, erregte Ärger, wirbelte Staub auf. Man kann zwar sagen: wenn ein Starke etwas zu sagen hat, eine Kritik an Zeiterscheinungen übt oder sonstige zu Tagesfragen Stellung nimmt, da muß wohl Staub aufwirbeln und Ärger sein.

Herr Peter Martin Kampel ist kein unbekannter Mann und hat etwas zu sagen. Sein bisheriger Weg, von der „Revolution im Erziehungsraum“ angefangen bis zum „Giftgas über Berlin“ ist in diesem Sinne von Staub und Ärger erfüllt. Fragen wir uns aber, was eigentlich übrig bleibt,

Süßfuhrer für - Hunde.

In der französischen Hauptstadt weiß man wenigstens, was gerade noch gefehlt hat. Infolgedessen werden dort seit neuerer Zeit Süßfuhrer für - Hunde veranstaltet. Da die Wauwau aber aus gewissen Gründen nicht allein kommen können, bringen sie ihre Damen mit. Offen gesagt, sind die Damen bei diesen Veranstaltungen der wichtigere Teil, denn die Süßfuhrer sind nämlich mit einer - Hunde-Menschen-Ausstellung verknüpft, weil man eben solche gemütlichen Süßfuhrer schließlich nicht ganz umsonst verlangen kann. Am Tage nach dem stimmungsvollen Süßfuhrer-Tea bekommt man dann eine Hundebadewanne, ein paar Hundeschalen, Hundehörsen, Hundeschuhe, Hundeträufeln usw. nebst der dazu gehörigen Nota ins Haus geschickt. Aber was tut man nicht alles für das liebe Vieh, wenn es zum guten Ton gehört, beim Hundetea mit dabei gewesen zu sein.

Haarlocken wieder hoch im Kurs.

Bereits im vorigen Herbst hatte es sich bei einer in Wien veranstalteten Versteigerung gezeigt, daß sich der Sammler-Geschmack aus dem Zeitalter des Rokoko in einem neuen Entwicklungsstadium befindet. Durch eine jetzt Anfang März abgehaltene neue Versteigerung ist dieser Eindruck bestätigt worden. In besonders hohem Kurs scheinen Haarbüschel von Goethe, Mozart, Schiller, Beethoven, Kant und Lenau zu stehen. Die Schwierigkeiten der augenblicklichen wirtschaftlichen Verhältnisse hat mit dazu geführt, daß verschiedene Raritäten dieser Art aus dem privaten Besitz in die Öffentlichkeit gelangt sind. So wurde unter anderem ein wahres Prunkstück von Kant-Locke versteigert, die aus dem Nachlaß des ehemaligen Konsuls und Historikers Dr. Felix Bamberg herrührte. Die unbedingte Zuverlässigkeit der Locke wurde durch ein Handschreiben des Königsberger Professors Dr. Schubert bestätigt, dem Dr. Bamberg seinerzeit das Haarbüschel überlassen hatte. Außerdem wurde aus Privatbesitz ein Holzrähmchen überlassen, das außer einer silbergrauen Locke Beethovens auch ein Haarbüschel Mozarts umschloß. Dem Vernehmen nach handelt es sich bei der Beethoven-Locke um ein Andenken, das der Meister seinerzeit nach vielem Drängen dem Sohne Mozarts überlassen hatte. Eine bei der jüngsten Versteigerung ausgestellte Locke Lenaus trug als besondere Kuriosität einen von unbekannter Hand geschriebenen Zettel mit den ziemlich gleichlautenden Schriftzügen folgenden Wortlautes: „Eine Locke Lenaus für Fräulein Marie Glagner.“ Auch das die Locke umschließende Holzrähmchen trägt den Namen Marie Glagner. Allerdings ist über die Persönlichkeit von Fräulein Glagner, die anscheinend eine Rolle im Leben Lenaus gespielt hat, bisher nichts bekannt. Trotz dieser Klüfte in der Ueberlieferung wird der Wert der Haarlocke aber nicht beeinträchtigt, denn auch ihre Echtheit ist zweifelsfrei nachgewiesen.

Schon in der Eiszeit war man - musikalisch.

Von einem Gelehrten wurden jüngst Ausgrabungen größerer Stills in einer zu den Ostkarawanen zählenden Berggruppe vorgenommen. Dabei fand der Forscher mehrere Höhlenbärenknochen, namentlich Unterkieferteile, die ganz deutliche Spuren einer mechanischen Behandlung zeigten. Bei den meisten Unterkieferknochen stellte man kleine eingebaute Löcher fest, die zweifelsfrei erkennen lassen, daß diese Knochen,

wenn man durch den Lärm und Staub, den die Tendenz seiner Stücke aufwirbelt, die künstlerische Substanz unter die Lupe nimmt? Da kommt man zu der Ueberzeugung: Viel Lärm um Nichts!

Wochenlange Diskussionen sind der Aufführung von Kampels Bühnenstück „Giftgas über Berlin“ vorausgegangen. Die Behörde mischte sich ein. Der Minister des Innern mußte dazu Stellung nehmen. Es hagelte Anklagen. Die Öffentlichkeit wurde beunruhigt, interessiert, Kampel und sein Stück waren das Gespräch des Tages. Und heute? Nicht nur die Polizei, auch die Kritik hat Kampels Stück einmütig abgelehnt. Nicht die Polizei hat Kampels Werk von der Bühne verschwinden lassen, es hat sich selbst den Tod gegeben und es hätte niemals lange gelebt. Die Polizei sagt: Dieses Stück hat eine staatsfeindliche Tendenz, darum muß es verboten werden. Die Kritik sagt: Dieses Stück ist lächerlich, ist schwächstes Theater, darum muß es verschwinden. Wir hätten also Kampels Giftgas auch ohne den Einspruch der Polizei nicht lange auf der Bühne gesehen.

Diese Episode stimmt nachdenklich. Man erkennt wieder: Reklame ist alles, oder es ist die Regie, die Tendenz, nicht das Werk. Nicht die dichterische Leistung. Die Galerie, auf der Kampels politische Anhänger saßen, hat frenetisch applaudiert: der Beifall galt Kampel, dem Theaterboltschewisten. Man fragt sich: wohin kommen wir, wenn die Bühne zum Sammelpunkt politischer Tendenzen gemacht wird? Man ist nicht prüde, gewiß nicht. Man würde sich über Stille freuen können, die tatsächliche Schäden aufdecken und soziale Mißstände beleuchten, aber ein Dichter mußte das gestaltet haben, es mußte mit dem Herzblut des Dichters geschrieben sein, und nicht nur aus einigem Theaterfimmel heraus. Vielleicht wäre dann auch „Giftgas über Berlin“ ein Werk, das mit dem politischen Verbot nicht einfach erledigt wäre.

So ist es von selbst erledigt. Man wird darüber nicht mehr sprechen. Es lohnt sich nicht. Darüber aber wird noch zu sprechen sein, ob Kampel und alle, die ihn auf ihr Schild gehoben haben, mit der Fortführung dieses Theaters nicht mehr dazu beitragen, Giftgas zu erzeugen, einen Giftgaskrieg in der Presse, in der Öffentlichkeit, in der Politik heraufzubewahren, als die ganze Giftgasindustrie. Reinigung der politischen Atmosphäre, Reinigung des Theaters von aller „künstlichen Vergänglichkeit“ sollte die Forderung sein, die man nach dem unliebsamen Zwischenfall mit Peter Martin Kampels Stück erneut erheben muß. Und noch etwas: wir wollen Dichter auf den Bühnen sehen, keine Theaterkrieger, wir wollen Kömer und Gestalter, mögen sie uns zehnmal „Revolution“ und „Giftgas“ aufstischen, es lohnt sich dann schon, darüber zu disputieren.

K. R. Neubert.

die noch aus der Eiszeit stammen, also rund 25 000 Jahre alt sind, ehemals als - Flöteninstrumente benutzt worden sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt die Verarbeitung der Knochenstücke von Jägern her, die der Eisbärenjagd oblagen und sich die Langeweile durch primitives Flötenspiel zu vertreiben suchten. Hiernach wäre also die Flöte die Urorgel-mutter aller Musikinstrumente.

Der zweite Band des „Großen Brockhaus“ erscheint!

Wie wir schon erfahren, wird Ende März der zweite Band des „Großen Brockhaus“ vorliegen, des größten und neuesten deutschen Nachschlagewerks der Gegenwart. Als das lange mit Spannung erwartete Werk Ende Oktober zu erscheinen begann, hat es durch Inhalt, Ausstattung und Preis Aufsehen erregt: es ist nicht etwa eine „veränderte Auflage“, sondern ein von Grund auf neues Werk und hält, was der Name Brockhaus mit seiner 120jährigen Tradition verspricht: es umfaßt das gesamte Wissen unserer Zeit, und bringt es wissenschaftlich einwandfrei, aber in jedem verständlicher Sprache, dem praktischen Menschen unter praktischen Gesichtspunkten nahe. Kein Lebensgebiet, das uns heute angeht, bleibt unbeachtet. Nur ein Beispiel für die Reichhaltigkeit: die Fachgruppe „Der gesunde und kranke Mensch“ wird in 59 Untergruppen von 45 ärztlichen Mitarbeitern, meist Hochschullehrern, bearbeitet, und zwar unter mehr als 17 000 Stichwörtern mit Hunderten von Abbildungen. Wollte man jeden Tag regelmäßig eine halbe Stunde im „Großen Brockhaus“ lesen, würde man etwa elf Jahre zum Studium aller 20 Bände brauchen.



Der kranke Schiffs-Telegraphist: „Was für eine Station suchen Sie eigentlich, Herr Doktor?“

Heringsfang mit Hilfe von Flugzeugen.

Die vielgestaltigen Verwendungsmöglichkeiten des Flugzeuges haben sich auch bereits mit besten Erfolgen auf den Heringsfang ausgedehnt. Der Weg der Heringschwärme ist nicht genau bekannt. Er führt teils in die unmittelbare Nähe der nördlichen Küsten und Fjorde, bisweilen auch weit auf See hinaus. Die Heringe schwimmen oft an der Meeresoberfläche, wo sie von Fischdampfern auf eine Entfernung bis zu 1 Kilometer erkannt werden können. Oft aber verschwinden sie in größere Tiefen und tauchen überraschend an entferntester Stelle wieder auf. Sie kommen in der Zeit von Mitte Juli bis Mitte September gewöhnlich zweimal am Tage an die Meeresoberfläche und zwar vormittags vor 11 Uhr und nachmittags nach 4 Uhr. Der auf sich selbst angewiesene Heringsfänger sucht oft tagelang vergeblich nach den Schwärmen, daher sind ihm Mitteilungen über den Standort und die Bewegungen von größter Wichtigkeit. Eine ausgezeichnete Beobachtungsmöglichkeit des Weges der Schwärme ist vom Flugzeug aus gegeben. Die Heringszüge kennzeichnen sich durch den Luftschweif als deutlich sichtbare dunkle Flecke im Meere, meist in runder, aber auch langgezogener Form, der Größe nach sehr verschieden. Die Heringe schwimmen oft so dicht unter der Meeresoberfläche, daß aus geringer Höhe das Glatzen der Schwärme deutlich erkennbar ist. Selbst aus einer Höhe von über 1000 Meter sind die Züge gut zu sehen. Die günstigste Beobachtungshöhe scheint zwischen 200 und 500 Meter zu liegen. Die Uebermittlung der bei den Flügen gemachten Beobachtungen an die Heringsfänger erfolgt auf drahtlosem Wege, wobei der Dampfer seinerseits, wenn er kein Sendegerät hat, den Empfang der Mitteilung durch ein Signal der Dampfpfeife bestätigt und dann die aufgegebenen Wege an die anderen Fahrzeuge und Radiostationen weitergibt. Da jedoch nur ein Teil der Fischereifahrzeuge mit F. L. ausgerüstet ist, erfolgt in solchem Falle Meldebewurf. Man steckt schriftliche Meldungen in ausgehöhlte Holzfässer, verfährt diese mit einem Streifen roten Tuches und wirft sie neben den Schiffen ab. — Durch den Einsatz von Flugzeugen läßt sich also zweifelslos eine bedeutend größere Ausbeute im Heringsfang erzielen.

W. Sp.

Plattdeutsche Redensarten.

‘t kümmt ein dörrch dei Ruten un kött's nich in Schön, is liekers noch buten, wat is das, ji Göörn? (uajhuung)

De Meister hett dei Dör vergäten. (19)

Jeft bün'd herrlich witt un rein, nächstens schietig antaußeln. (20uhs)

Id hew keen Ohren un kann doch hören, id hew keen Mund un kann doch snaden un antwort di in alle Spraten. (0hps)